

Dokumentation

Schubart- Literaturpreis 2015

Festakt am 15. März 2015
in der Stadthalle Aalen



Thilo Rentschler
Oberbürgermeister
der Stadt Aalen

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Literaturbegeisterte,

vor 60 Jahren hat der Aalener Gemeinderat den Beschluss gefasst, im Gedenken an den streitbaren Dichter, Musiker und Journalisten Christian Friedrich Daniel Schubart einen Literaturpreis auszuloben. Dies war 1955 eine weitblickende Entscheidung, zumal sich die gesellschaftliche Diskussion zu diesem Zeitpunkt noch in den Bahnen der Nachkriegszeit und der sich abzeichnenden Wirtschaftswunderjahre bewegte. Welch ein Signal, dem Querdenker, Rebellen und unangepassten Demokraten ein mit 1.000 DM dotiertes Denkmal zu setzen!

60 Jahre nachdem der Aalener Literaturpreis als einer der ersten in der Bundesrepublik begründet wurde, soll diese Broschüre die diesjährige Preisverleihung auf besondere Weise dokumentieren. Die Liste der Preisträgerinnen und Preisträger verdeutlicht, wie sich die Auszeichnung von der anfänglich eher heimatkundlichen Ausrichtung im Verlauf der sechs Jahrzehnte zum renommierten Literaturpreis entwickelt hat.

Mit Katja Petrowskaja und Karen Köhler hat die Jury 2015 zwei herausragende Autorinnen für Ihre Erstlingswerke ausgezeichnet. Beide stehen auf sehr unterschiedliche, aber ganz aktuelle Weise in der Tradition Schubarts.

Seit diesem Jahr ist der Literaturpreis mit 15.000 Euro dotiert. Er wird flankiert vom Förderpreis der Kreissparkasse Ostalb und dem 2015 neu geschaffenen Schubart-Abiturpreis. Dieser wird seit diesem Jahr an den drei Aalener Gymnasien für herausragende Leistungen in den Fächern Deutsch, Geografie, Gemeinschaftskunde, Musik und Bildende Kunst vergeben. Auch damit wird die Erinnerung an den großen Sohn der Stadt, Christian Friedrich Daniel Schubart, wach gehalten und die junge Generation an den Literaturpreis herangeführt.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Blättern und Lesen in der vorliegenden Dokumentation. Und natürlich viel Genuss und Erkenntnisgewinn bei der Lektüre der ausgezeichneten Werke „Vielleicht Esther“ von Katja Petrowskaja und „Wir haben Raketen geangelt“ von Karen Köhler.

Ihr

Thilo Rentschler
Oberbürgermeister

Die Preisträgerinnen 2015



KATJA PETROWSKAJA – HAUPTPREIS

KAREN KÖHLER – FÖRDERPREIS





VERENA AUFFERMANN

Geboren in Höxter, aufgewachsen in der Nachbarschaft von Frankfurt am Main, lebt in Berlin. Buchhandelslehre, Studium der Kunstgeschichte, Zeitungsvolontariat. Tätigkeit für die Frankfurter Rundschau, Korrespondentin der Süddeutschen Zeitung, Arbeit für DIE ZEIT, Deutschlandradio, Deutschlandradio-Kultur, Südwestrundfunk. Von 1990 bis 1995 Mitglied der Jury des Ingeborg Bachmann Wettbewerbs in Klagenfurt. Gast im „Literarischen Quartett“. Jurymitglied der SWR-Bestenliste. Regelmäßige Teilnahme bei der SWR-Fernsehsendung „Literatur im Foyer“. Jurymitglied beim Deutschen Buchpreis. 2009 bis 2012 Juryvorsitzende beim Leipziger Buchpreis. Seit 1995 Mitarbeit beim Erlanger Poetenfest.

Seit 2014 Jurymitglied beim Schubart-Literaturpreis.

Buchveröffentlichungen unter anderem: „Nelke und Caruso. Über Hunde. Eine Romanze“ (mit Iso Camartin), 1997. „Das geöffnete Kleid. Von Giorgione zu Tiepolo.“ 1999. „Leidenschaften. 99 Autorinnen der Weltliteratur.“ (Herausgegeben mit Gunhild Kübler, Ursula März, Elke Schmitter), 2009.



IRENE FERCHL

1954 am Bodensee geboren, studierte Germanistik, Geschichte und Kommunikationswissenschaft in Stuttgart und arbeitet dort als freie Kulturjournalistin. Seit 1993 Herausgeberin und Chefredakteurin des Literaturblatts für Baden-Württemberg, Autorin literarischer Reiseführer zu Annette von Droste-Hülshoff am Bodensee, Stuttgart, Mörike und zur Romantik in Baden-Württemberg; Herausgeberin mehrerer Anthologien.

Veröffentlichungen zahlreicher Essays und Feuilletons zu Literatur, Kunst und Kulturgeschichte. 2015 erscheint „Erzählte Stadt. Stuttgarts literarische Orte.“ Ferchl ist Projektleiterin von Festivals, unter anderem von „Wort für Wort – Eine Reise durch die Literaturregion“ 1994, den Baden-Württembergischen Literaturtagen 1998 in Calw, „Ein blaues Band – Mörike 2004“ und dem 3. Literatursommer der Landesstiftung Baden-Württemberg „Im Spiegel der Romantik“ 2006.

Seit 1986 Zusammenarbeit mit darstellenden Künstlerinnen und Künstlern für szenische Lesungen und literarisch-musikalische Bühnenprogramme. Sie gehörte der Jury für den Schubart-Literaturpreis von 1992 bis 2015 an.



DR. MICHAEL KIENZLE

Lebt und arbeitet in Stuttgart. Studium der Literaturwissenschaft und Geschichte in Freiburg und Konstanz. Lehrte dann am Institut für Literaturwissenschaft der Universität Stuttgart. Publikationen und Ausstellungen zu zahlreichen kulturwissenschaftlichen und kulturpolitischen Themen. Wirkte in zahlreichen Verwaltungsräten oder Beiräten kultureller Einrichtungen mit. Initiierte zusammen mit anderen die Gründung der Stiftung Geißstraße und im Rahmen seines kulturpolitischen Engagements das Kinder- und Jugendtheater in Stuttgart. Kienzle war Jurymitglied des Stuttgarter Literaturpreises, des Hegel-Preises und der Otto-Hirsch-Auszeichnung. Derzeit Referatsleiter im Staatsministerium des Landes Baden-Württemberg.

Seit 1999 Jurymitglied des Schubart-Literaturpreises.



DR. PHIL. HANS KILB

Geboren 1943 in Frankfurt am Main, dort – mit Ausnahme zweier Semester an der Universität Tübingen – Schulzeit, Studienzeit und Referendariat. Studium der klassischen Philologie und Geschichte. Seit 1974 im Schuldienst des Landes Baden-Württemberg, zunächst am Schubart-Gymnasium Aalen, von 1987 bis 2007 Schulleiter des Kopernikus-Gymnasiums Wasseralfingen.

Von 1994 bis 2015 Mitglied der Jury des Schubart-Literaturpreises. Initiative für den 2015 erstmals vergebenen Schubart-Abiturpreis an den drei Aalener Gymnasien.



IRENE NIESSEN

Studium der Germanistik, Zeitungswissenschaft und Politischen Wissenschaft an der LMU München, Abschluss M.A. Zwischen 1985 und 1990 Presse- und PR-Arbeit für die Verlage Piper und Hanser in München und den Börsenverein des Deutschen Buchhandels in Frankfurt am Main. Verlagspraktika in London und New York, seit 1991 selbstständig als Kulturjournalistin, Übersetzerin, Lektorin. 1997 Gründung des Medienbüros Irene Nießen, journalistische Tätigkeiten für namhafte Verlage, Tageszeitungen und Magazine. Ausweitung des journalistischen Spektrums auf die Online-Redaktionen von Pro7 und ZDF.

Konzeption und Betreuung des Buchhandel-Portals des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, 2003 bis 2008 Chefredakteurin des Buchjournals, dem auflagenstärksten Kundenmagazins im deutschsprachigen Buchhandel. Langjährige Juryvorsitzende des Buchjournal-Schreibwettbewerbs.

Seit 2006 Mitglied der Jury des Schubart-Literaturpreises.



ULRICH RÜDENER

Geboren 1971, studierte Germanistik und Politikwissenschaften in Würzburg und Heidelberg. Seit 1995 freier Journalist und Kritiker für Zeitungen, Zeitschriften und den öffentlich-rechtlichen Rundfunk; seit 2005 kuratiert er die Reihe „Literatur im Schloss“ in Bad Mergentheim und seit 2014 zusammen mit Ulrike Hacker die „Literatursaison“ am Karlstorbahnhof in Heidelberg. Zuletzt erschien von ihm als Herausgeber 2010 „Naomi Schencks Archiv verworfener Möglichkeiten“ und 2014 „Laut und stille Schrift“. Er lebt in Bad Mergentheim und Berlin.

Seit 2014 Jurymitglied des Schubart-Literaturpreises.

Begrüßung des Ober- bürgermeisters



Verehrte Literaturbegeisterte,
liebe Bürgerinnen und Bürger der Schubartstadt Aalen,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

„Jeder Autor braucht vier Eigenschaften. Neben
Genie und Urteilskraft sind das Sprachstärke oder
Wortwitz sowie ein glänzendes Gedächtnis.“

So formulierte das Multitalent Schubart 1792 in seinem
„Poetischen Glaubensbekenntnis“ sein Anforderungs-
profil für Schriftsteller. Derart ausgestattet, so Christian
Friedrich Daniel Schubart, sei der Dichter ein Seher, in
dem sich alle genannten großen Eigenschaften vereinigen,
sich reiben und zu Flammen werden, die himmelan
lodern:

„den Menschenkindern zur Stärkung und Leuchte,
den Engeln zum Wohlgefallen“.

Diese mehr als 200 Jahre alte Handreichung für Entstehung
qualitätvoller Literatur mag beim ersten Hinhören
fremd und altertümlich klingen. Inhaltlich sind Schubarts
Gedanken jedoch immer noch aktuell.

Literaturpreis vor 60 Jahren begründet

Er beschreibt hier sehr konzentriert den schriftstellerischen
Prozess: Das Ringen des Autors mit dem Stoff.

Damit zum Wohle der Leser genau das entsteht, was
Schubarts zahlreiche Kommentare und Glossen, seine
Erzählungen, Lieder oder politischen Gedichte wie einen
roten Faden durchzieht: den Gedanken der Freiheit und
der Aufklärung!

Diese Dominante des Schubartschen Werks im Einklang
mit literarischer Qualität zu fördern, das hat sich der 1955
ins Leben gerufene Literaturpreis der Stadt Aalen zum
Ziel gesetzt.

Der Gemeinderat der Stadt Aalen stiftete diesen Preis vor
60 Jahren in wirtschaftlich schwierigen Zeiten und verfolgt
seitdem mit großem Interesse diese besondere Form
der Literaturförderung. Deshalb gilt mein erster Dank
heute den Damen und Herren des Gemeinderates, wo
man durchaus stolz darauf sein kann, den zweitältesten
Literaturpreis ausgelobt zu haben.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
mit den besonderen Klängen des Celloquintetts noch im
Herzen, darf ich Sie hier alle in der Stadthalle zur Preisver-
leihung herzlich willkommen heißen.

Und gerne möchte ich den jungen Musikern für die ersten
musikalischen Delikatessen danken und wie könnte es anders
sein, mit einem Zitat aus Schubarts „Ideen zur Ästhetik
der Tonkunst“:

„Das Violoncello kann die Stimme des besten Tenors
bis zur Täuschung nachahmen. Es ist aber sehr
schwer zu spielen. Es strengt den Arm außer-
ordentlich an. Die Applicatur durchsägt gleichsam
den Daumen der linken Faust, und der rechte Arm
muss sich wie der Flügel eines Adlers verbreiten
und bewegen.“

Meine Damen und Herren,
ich bin mir sicher, alle freuen sich darauf, dass die jungen
Musiker uns „durchsägt“ und flügel-schwingend später
weitere Kostproben ihres Könnens geben.





Für Delikatessen aus dem Bereich der Literatur stehen unsere Schubart-Preisträgerin, Frau Katja Petrowskaja, und Frau Karen Köhler als Trägerin des Förderpreises: Leider kann ich krankheitsbedingt nur eine Dame in unserer Mitte ganz herzlich willkommen heißen, nämlich Karen Köhler.

Frau Petrowskaja liegt mit Grippe im Bett, lässt uns alle grüßen und wird heute von uns trotzdem geehrt. Frau Petrowskaja wird mit ihrer Erzählung „Vielleicht Esther“ als 30. Schubart-Literatur-Preisträgerin heute von uns ausgezeichnet werden.

Vier Kulturen, vier Länder, viereinhalb Jahrzehnte

Geboren 1970 in Kiew, studierte sie Literaturwissenschaften in Estland, promovierte 1998 in Moskau. Heute lebt und arbeitet sie in Berlin.

Verehrte Gäste, Sie haben mitgezählt, vier Kulturen und vier Länder in viereinhalb Jahrzehnten, allein schon das, nötigt uns allen Respekt ab. 30. Preisträgerin zu sein heißt ab heute auch, zu den besonderen Persönlichkeiten zu gehören, die in der Tradition von Schubart bereits ausgezeichnet wurden.

Zu ihnen zählen, um nur einige Wenige zu nennen, Peter Härtling, Alice Schwarzer, Ralph Giordano oder zuletzt Jenny Erpenbeck.

Frau Petrowskaja ist Trägerin des Ingeborg-Bachmann-Preises 2014 und des Aspekte-Preises. Und im letzten Monat konnte sie den Ernst-Toller-Preis entgegennehmen.

Deshalb sage ich herzlichen Glückwunsch nicht nur für den jüngsten Preis, sondern herzlichen Glückwunsch, auch im Namen des Gemeinderats und der Stadt Aalen, Respekt und Anerkennung für diese stolze Anzahl an Literaturpreisen, die ihr in kurzer Zeit zuteil wurden und selbstverständlich auch gute Besserung nach Berlin.

Besonders beeindruckt hat mich in diesem Buch, wie sie von Ihren Reisen zu den Schauplätzen schreibt und über das zersplitterte, traumatisierte 20. Jahrhundert reflektiert.

Ich darf aus der Mitte ihres Buches eine Stelle zitieren. Da heißt es:

„Ich wollte nach Warschau, damals Russisches Reich, heute Europäische Union. Zwischen dem Warschau von heute und dem Warschau von damals liegt eine der zerstörtesten Städte Europas.“

Ich wollte hin, wenn auch nur, um die Luft zu riechen.

Ich fuhr als Russin aus Deutschland in das jüdische Warschau meiner Verwandten, nach Polen, es schien mir, als machten mich meine beiden Sprachen zu einer Vertreterin der Besatzungsmächte. Als Nachkommin der Kämpfer gegen die Stummheit war ich einsatzbereit, aber sprachlos, ich beherrschte keine der Sprachen meiner Vorfahren, kein Polnisch, kein Jiddisch, kein Herbräisch, keine Gebärdensprache, ich wusste nichts über die Shtetl, ich kannte kein Gebet, ich war Anfängerin in all jenen Disziplinen, zu denen meine Verwandten sich berufen fühlten.“

Meine sehr geehrten Damen und Herren, unter uns, aus St. Pauli über Leipzig kommend, ist Karen Köhler.

Herzliche Glückwünsche auch im Namen der mitstiftenden Kreissparkasse Ostalb gelten gleichermaßen Ihnen, verehrte Frau Köhler. Für Ihren ersten Band mit 9 Erzählungen unter dem Titel „Wir haben Raketen geangelt“ erhalten Sie unseren Förderpreis.

Zu Gast im Aalener Theater

Schon im Februar konnten wir Sie hier in Aalen als engagierte Teilnehmerin der Podiumsdiskussion nach der Aufführung des Stückes „Biedermanns. umgezogen“ im Theater der Stadt Aalen begrüßen. Die Premiere Ihres Jugendstückes „Deine Helden – Meine Träume“ fand am 8. März im Theodor-Heuss-Gymnasium in Aalen statt.

Neben dem Förderpreis werden Sie noch in diesem Jahr den Rauriser Literaturpreis des österreichischen Bundeslandes Salzburg erhalten. Auch hierfür schon herzlichen Glückwunsch!

Meine sehr geehrten Damen und Herren, Sie sehen und Sie spüren: Was dies für ein schöner Sonntag heute für uns alle ist.

Für Sie als Literaturfans, für die Preisträgerinnen, für die Stadt und die Sparkasse als Preisgeldstifter und selbstverständlich nicht zuletzt für die Jury – nach getaner Arbeit.

Ihr wurde ein ordentliches Stück Arbeit abverlangt und bravourös geleistet.

Ich begrüße sehr herzlich in unserer Mitte die anwesenden Mitglieder:

Verena Auffermann aus Berlin,
Irene Ferchl aus Stuttgart,
Michael Kienzle aus Stuttgart,
Dr. Hans Kilb aus Aalen,
Irene Nießen aus Frankfurt und
Ulrich Rüdener aus Bad Mergentheim.

Innen allen gilt mein besonderer Dank für Ihr Engagement.

Und zum Glück geht es in dieser Jury nicht zu wie bei einer Castingshow! Anstatt knapper Statements wird intensiv, geradezu engagiert diskutiert und vor allem argumentiert! Die Grundlage war ein ordentliches Pensum von geschätzten 3000 bis 4000 Seiten Literatur. Die durften gelesen werden, um dann im Konsens den Preis vergeben zu können. Nochmals meinen herzlichen Dank an die Jury.

Meine Damen und Herren,
gerne möchte ich noch einige Ehrengäste namentlich begrüßen:

Herzlich willkommen dem Ehrenbürger Ulrich Pfeifle, dem Abgeordneten Winfried Mack, dem Landtagsvizepräsidenten a.D. Dr. Alfred Geisel, Herrn Landrat Klaus Pavel und dem Chef der Sparkasse, Herrn Carl Trinkl.

Gerne hätte ich an dieser Stelle auch den langjährigen Vorsitzenden der Jury und wortgewandten Laudator, Herrn Prof. Bausinger mit seiner Gattin begrüßt.

Leider kann das Ehepaar Bausinger aus gesundheitlichen Gründen heute nicht bei uns sein.

Liebe Frau Auffermann,
heute übernehmen Sie die Rolle der Laudatorin. Frau Auffermann war von 1984 bis 2004 Kulturkorrespondentin der Süddeutschen Zeitung und hat für verschiedene Feuilletons und Kultursendungen gearbeitet.

Viele von Ihnen werden sie schon als Gast des Literarischen Quartetts oder als regelmäßige Teilnehmerin der SWR-Fernsehsendung „Literatur im Foyer“ kennen gelernt haben. Seit 1994 moderiert Frau Auffermann das Erlanger Poetenfest und arbeitet als freie Kritikerin mit Wohnsitz in Berlin.

Liebe Frau Auffermann,
Sie übernehmen gleich die schöne Aufgabe, uns die beiden, an Lebensjahren jungen, im Literaturbetrieb ganz frischen – im wahrsten Sinne des Wortes – ausgezeichneten Persönlichkeiten vorzustellen.

Daran anschließend darf ich dann den Schubart-Literaturpreis symbolisch überreichen und zusammen mit Herrn Trinkl den Förderpreis übergeben.

Einige Ausschnitte aus „Vielleicht Esther“ statt Dankesrede, vorgetragen von unserer stellvertretenden Theaterintendantin Frau Brüggemann, runden das ganze heute ab.

Meine Damen und Herren,
ich freue mich sehr, Ihnen anlässlich der 30. Verleihung noch eine weitere Entwicklung des Schubart-Literaturpreises vorstellen zu können.

Ab diesem Jahr lobt die Stadt an den drei Gymnasien erstmals den Schubart-Abiturpreis aus.

Das heißt, diejenigen Abiturienten, die in den Kursen der vier Halbjahre im Durchschnitt die besten Leistungen in den Fächern Deutsch, Geografie, Gemeinschaftskunde und Musik erreichen, erhalten den neuen Preis. Er ist mit den Büchern der jeweiligen Preisträger und 100 Euro dotiert.

Schubart-Abiturpreis erstmals 2015

Ich bin sicher, dass mit dem Abiturpreis die besondere Bedeutung und Aktualität der Schubartschen Gedanken und Ideen auch jungen Menschen in unserer Stadt nahe gebracht werden können.

Um was es geht, kann keiner besser formulieren als Schubart selbst. Ich schließe daher meine Begrüßung mit den Zeilen seiner „Ermunterung“, die er während seiner langjährigen Gefangenschaft auf dem hohen Asperg so formuliert hat:

„Auf mein Geist, in die freie Lust,
aus dem Angstgedränge!
Diese dunkle Totengruft ist dir viel zu eng!

Du bist frei!
Sklaverei,
Kerker, Zwang und Bande
sind des Geistes Schande.“

Meine Damen und Herren,
für die Freiheit des Geistes verleihen wir diesen Preis.

Als wir uns zum ersten Mal begegneten, war es später Nachmittag, die Zeit verwirrenden Zwielfichts. Wir blinzelten uns gegenseitig scheu und fragend an. Katja Petrowskaja saß an einem kleinen runden Tisch, lehnte sich halb auf ihren Koffer und hielt sich an der eigenen Hand fest.

Das schöne Bild einer verlorengegangenen Reisenden, dachte ich und wollte sie beruhigen, ihr sagen, dass sie richtig ist, da, wo sie sich hingewagt hatte, dass ich mich freue, sie zu sehen.

Aber sie, sie hörte nicht zu, sondern begann zu reden. Sie erzählte von einem Unfall, der fast geschehen wäre, fast auf einer Berliner Allee. Sie erzählte von einer Freundin, vom Jungen der Freundin, der fast, sie sagte, „ja ich, weil ich über die Straße gerufen habe“, warum? „Fast“, sagte sie, „die Straße, die Autos, das Kind. Unvorstellbar, was hätte geschehen können.“

Es war das letzte Augustwochenende während des jährlichen, im Erlanger Schlosspark stattfindenden Poetenfests. Das Theater-Café, in dem wir uns halb zufällig trafen, gehörte einem türkischen Dichter, der von seiner Dichtung nicht leben konnte und deshalb Meseteller und Linsensuppe zubereitete und einsam wirkte mit seinem blau karierten Handtuch über der Schulter. Einsam wie sein über den Koffer gebeugter Gast, beide erstaunt über die Welt, in der sie gelandet waren, beide in dem hybriden Zustand des einheimischen Fremden. Beides Fremde, die sich den flirrenden Blick erhalten haben, beide auf der Suche nach den passenden Worten, um etwas festzuhalten,

das schon verloren scheint, aber verdient, verdient, nein, das unbedingt eine Öffentlichkeit bekommen muss.

„Was wäre wenn?“ Das ist einer der nachwirkenden Sätze, die in dem Buch mit dem halb tastenden, halb fragenden Titel: „Vielleicht Esther“ stehen. „Was wäre wenn, was wäre falls, was, wenn es nicht geschehen wäre?“ Und schon sind wir dort, wo die Erinnerung ihr Wechselspiel zwischen der Gewissheit und dem Ungewissen treibt, und in diesem Moment, an diesem März-Sonntag in Aalen dafür um ihre Aufmerksamkeit bittet.

Unsere Gegenwart steht auf der Kippe zur Zukunft. Wir alle, jeder Einzelne von uns manövriert am

Rand des Unbekannten. Exakt aus dieser nun auch in dieser Minute schon vergangenen Gegenwart, mit einem realen oder imaginären Koffer, ist die Autorin Petrowskaja vor Jahren aufgebrochen, um ihre Geschichte zu begreifen, um eine Rückeroberung zu beginnen, eine Rettung, eine Entdeckungsreise, eine Recherche.

Katja Petrowskaja eröffnet ihren Text am Berliner Hauptbahnhof und lässt den Leser nicht im Zweifel, dass diese, mit dem Warschau-Express geplante Reise, weder ein harmloses Vergnügen sein kann, noch ein harmloses Vergnügen sein wird. Im Bahnhof deutet die Erzählerin auf den fett den Rundbogen der Halle markierenden Willkommensgruß der Firma „Bombardier“. „Bombardier. Willkommen in Berlin“. Die Gedanken der Abreisenden kreuzt ein alter Herr, der die Erzählerin in ein Gespräch über die Bomben des letzten Krieges verwickelt. Beim

„Was wäre wenn?“
Das ist einer der
nachwirkenden Sätze ...

Verena Auffermann

Laudatio auf Katja Petrowskaja

Wort Krieg setzt sich der Warschau Express Richtung Osten in Bewegung, und die Autorin ist unterwegs zu ihrer Geschichte, oder genauer, zu den Menschen, die vor ihr gelebt haben, um ihr eine Geschichte zu geben. So ist die Erzählerin, wie unzählige vor ihr aufgebrochen, um die Gewissheit dem Ungefähren vorzuziehen, um der mündlichen Überlieferung oder den zahlreichen leicht abweichenden Überlieferungen einen eigenen Rahmen zu geben, und den Ursprung der Familie zu finden und damit einen großen Bogen zu uns allen zu schlagen, zu sich selbst und jedem von uns.

Die Erzählerin sucht während der Reise zu ihrer Familiengeschichte Orte in Polen, Russland und in der Ukraine auf. Sie findet Menschen, Archive und Fotos, die belegen, dass von der Vergangenheit wenig übrig geblieben ist, weil der Krieg der Vergangenheit, im Wortsinn, den Boden unter den Füßen weggeschossen und im großspurigen Gestus der Geschichtsverleugung zubetoniert hat. Die Autorin beschreibt, und das ist Teil ihrer erzählenden Kunst, wie aus verblichenen Beweismitteln die Fundamente der Phantasie werden, wie diese den Scheitelpunkt der Fiktion bilden und zur Selbstvergewisserung beitragen.

Mutige Sprache einer Nachgeborenen

Die Suche nach der 1905 in Warschau geborenen Großmutter Rosa, nach dem Großvater und dem Urgroßvater, stößt auf die Wege des Tötens und Schweigens, des Verlusts jüdischer Geschichte und findet – das ist einer der Gründe, weshalb Katja Petrowskaja heute mit dem Schubart-Preis geehrt wird – für diese Beschreibungen eine mutige, eine andere Sprache. Diese „andere“ Sprache ist die Sprache einer Nachgeborenen, einer russisch sprechenden,

in Kiew geborenen und aufgewachsenen Frau, die seit Jahren in Deutschland lebt. Es ist in vielerlei Hinsicht ein Buch der Erkundungen. Außer der Familiengeschichte hat dieses Buch einen zweiten Hauptakteur: Die deutsche Sprache. Für die Autorin ist die Sprache das Fremde, das zu Entdeckende. Sie begibt sich auf die Reise in das Innere dieses schwer zu erobernden Kontinents. Die deutsche Sprache sei eine Liebe, sagt sie.

Also nimmt die „Liebende“ diese Expedition durch das listige tückereiche Gelände auf sich. Auf zu den Gedanken, die mit Worten ausgestattet werden müssen, um verstanden zu werden, die von der Muttersprache in die zufällige neue Sprache übertragen werden, um über die jüdischen Eltern, und die Eltern der Eltern und wiederum deren Eltern zu schreiben. Ein Buch, das die eigenen in Kiew lebenden Eltern nicht lesen können, weil ihnen die deutsche Sprache fremd ist.

„Vielleicht Esther“ setzt sich aus vielen einzelnen, durch die Genealogie locker miteinander verbundenen Geschichten zusammen und ist reich an Zeitsprüngen und an dem Schrecken jüdisch-deutscher Vergangenheit. Diese Vergangenheit fängt an, aber sie hört nicht auf, weil sich Geschichte verändert, aber nicht endet. Die einzelnen Geschichten handeln von Deportationen, von verrückten Morden, von einer höflichen Urgroßmutter, die wir jetzt unter dem Namen „Vielleicht Esther“ kennen. Geschichten, die nicht aufhören und nicht vorbei sein dürfen, auch weil sie von Katja Petrowskaja so erzählt werden, dass sie irgendwann einmal weitergeschrieben werden könnten.

Es sind die Varianten der Wahrheit, die der Fiktion ihre Grundlage geben.

Irgendwann, wenn sich die Vergangenheit in unserer Wahrnehmung weiter verrückt und weiter verändert hat. Wenn wir in einem neuen Zeitalter leben, in dem Facebook und Ebay längst Legende sind. Das Unabgeschlossene der Geschichten, man könnte auch das Unfertige sagen, gibt ihnen ihre Unmittelbarkeit und Leichtigkeit. Was kann die Vergangenheit, ihr Klima, ihre Tragik und Schönheit besser und auf vielfältigere Art und Weise bewahren, als die Empathie der Literatur? Wie kann man die Vergangenheit besser am Leben halten, als durch die unabgeschlossene Gegenwart, die Katja Petrowskaja ihr gibt?

„Vielleicht Esther“ ist jedoch kein anklagendes Buch. Das liegt an dem Flirren der Sätze, an der scheinbaren Mühelosigkeit, mit der Brücken vom 19. Jahrhundert zum Google-Zeitalter geschlagen werden.

„Wer flüstert uns Geschichten ein, ..., für die es keine Zeugen gibt, und wozu?“ Es sind die Varianten der Wahrheit, die der Fiktion ihre Grundlage geben.

Und es ist der Grundgestus des „Fragen Stellens“, der die innere Stimmung dieses Buches ausmacht. Deshalb müssen solche Reisen angetreten werden, auch wenn nur noch wenig aufzufinden ist, außer der Gewissheit, dass dies der Ort war, an dem sich die Geschichte zugezogen hat. Das unglaubliche Massaker von Babij Jar, ein mittlerweile mit der U-Bahn zu erreichender Ort am Rande Kiews, wo 1941 während zweier kurzer Tage Ende September 33177 Kiewer Juden von der deutschen Wehrmacht erschossen wurden. Die Schlucht von damals wurde



Verena Auffermann

zugeschüttet, die Leichenberge ausgegraben und später verbrannt. „Staub“, schreibt Katja Petrowskaja, „kann man nicht zählen“. Es sind Sätze wie diese, die in ihrer scheinbar unaufgeregten Totalität, dem Buch seine Tiefe geben.

Verführung des Denkens durch die Sprache

Die Erzählerin sieht sich beim Beobachten zu. Sie sitzt oben und sieht alles, manchmal im Gefühl, „wie Gott aus dem Fenster des gegenüber liegenden Hauses“ zu schauen. Sie schreibt also keineswegs wie ein Historiker oder ein Reporter, sie ist eine Autorin, die Abschweifungen liebt. Von den lahmen Beinen der Babuschka wechselt sie zur Homerschen Achillesferse, dann fasst sie sich ein Herz und kommt noch näher heran an das Bild, das sich in ihrem Kopf festzusetzen beginnt. Heute sagen wir „zoomen“, aber ist es nicht viel ausdrucksstärker, „sich ein Herz zu fassen“ und „näher heranzukommen“, um genauer zu sehen. Ist das nicht sehr viel bildhafter und schöner. Und ist die Beschreibung der Vergangenheit durch die vielen Möglichkeiten der Sprache, nicht sehr viel genauer, als das platte, alles auf der Stelle zusammenziehende: „zoomen“?

Die Babuschka, die kaum noch laufen konnte und 1941 am Tag des Einmarschs der Deutschen in Kiew im Tempo einer Schildkröte auf die Straße geht, und weil sie den Ukrainern nicht traut und das Jiddische ihre Muttersprache ist, auf einen Deutschen Soldaten zugeht, und „Cherr Offizehr“ sagt, und dann noch allerlei höfliche Jiddische Worte hinterherschickt und sofort erschossen wird, „mit nachlässiger Routine“.

Es wird in diesem Buch nicht moralisiert, aber verschwiegen wird auch nichts. Jahrzehnte, Schicksalsgemeinschaften

werden überbrückt und die Vergangenheit an unsere Gegenwart angeschlossen. So wird das Gestern in unsere Lebensnähe geholt, so ist Geschichte mehr als Überlieferung, mehr als die Beschreibung fernen Lebens, nur so entsteht direkte Nähe. „Ich wollte“, schreibt Katja Petrowskaja, „mich mit der Geschichte beschäftigen, aber ich wollte nicht, dass sich die Geschichte mit mir beschäftigt.“

Die Autorin, die auf Russisch denkt, in Polen nach ihren jüdischen Verwandten gesucht hat und von der Idee befeuert ist, auf Deutsch zu schreiben, nennt es „Glück“, sich im „Tausch, in der Verwechslung von Rollen und Blickwechseln zu bewegen“. Und natürlich in der Fremdheit der deutschen Sprache, die vielleicht ein Spiegel ist für die Distanz zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, zwischen dem Unwissen und dem angenommenen Wissen. „Ich begehrte“, schreibt Katja Petrowskaja, die deutsche Sprache „so sehr, weil ich damit nicht verschmelzen konnte, getrieben von einer unerfüllten Sehnsucht, einer Liebe, die weder Gegenstand noch Geschlecht kannte, keinen Adressaten, denn dort waren nur Klänge, die man nicht einzufangen vermochte, wild waren sie und unerreichbar. Ich begab mich ins Deutsche, als würde der Kampf gegen die Stummheit weitergehen ...“

Mir scheint, dass diese Geschichte, zu der sie, im dramatischen Jahr 1989 im Alter von 19 Jahren in Richtung Polen aufgebrochen ist – die Autorin erzogen hat. Oder hineingezogen, von einer Welt in die andere. Weil sie sich selbst als jüngstes Glied einer Familie von selbstlosen Menschen erkannte – so würde die Autorin das natürlich nie nennen – aber wie sollte man Taubstummlehrer sonst bezeichnen? Ist sie so skeptisch oder besser skrupulös im Umgang mit sich selbst und der neuen Sprache, weil man in ihrer

Familie über Generationen, um den Beruf des Taubstummlehrers auszuüben, nicht die Worte benutzte, sondern zur Verständigung die Gebärde einsetzte? Sind die Worte für sie Zeichen, ist das der Hintergrund für die Einordnung der Sprache in das Fach „Fiktion“?

Die grammatikalische und syntaktische Ordnung der Sprache, ihre Subjekte, Prädikate, Objekte, Kausal- und Konditionalbeziehungen – all dies bezeichnete der Philosoph Ludwig Wittgenstein als die „Verführung des Denkens durch die Sprache“, und er, der zeitweilige Volksschullehrer, beschimpfte die Sprache als die „versteinerten Grundirrtümer der Vernunft“. Katja Petrowskajas Vorfahren lehrten, 7 Generationen, 200 Jahre lang, Taubstumm die Gebärdensprache. Sie übersetzten Wörter in Zeichen. Sie nennt das in ihrem Buch „Pflicht der selbstlosen Hingabe“, aber auch: in der selbstlosen Hingabe gefangen. Katja Petrowskajas Mutter ist Geschichtslehrerin, und die Tochter schreibt die „Geschichten“ auf. Das ist in der Folge die absolut logische Konsequenz.

Fiktiv ist nur die Sprache

„Wenn ein Kind mich fragte, ob es die Erde schon vor meiner Geburt gegeben hat, so würde ich ihm nicht antworten, die Erde existiert erst seit meiner Geburt, sondern sie habe schon lang, lang vorher existiert. Und dabei hätte ich das Gefühl, etwas Komisches zu sagen. Etwa, wie wenn das Kind gefragt hätte, ob der und der Berg höher sei als ein sehr hohes Haus, das es gesehen hat. „Ich könnte“, so schreibt es Ludwig Wittgenstein in seinen „Vermischten Bemerkungen über die Gewissheit“, „Ich könnte nur dem die Frage beantworten, dem ich erst ein Weltbild beibrächte. Wenn ich nun die Frage mit Sicherheit so beantworte,



was gibt mir diese Sicherheit?“ „Ich glaube, dass ich Ahnen habe und dass jeder Mensch Ahnen hat ...“ und jetzt verlassen wir Wittgenstein und seine komplexen Erforschungen der „Gewissheit“ und reisen im gleichen Forschungsauftrag weiter mit Katja Petrowskaja, die ihre Ahnen gesucht hat, von denen sie nichts wusste, „wirklich keine Ahnung“, kein Gewissheit also, aber doch ein Weltbild.

Sie reiste nach Osten, weil die Ahnen vor hundert Jahren von dort nach Warschau und dann weiter nach Osten gezogen sind, und irgendwann werden wir allerdings erst ganz am Ende des Buches einer Frau begegnen, deren Vornamen niemand kennt, weil sie von ihren Kindern einfach nur Babuschka genannt wurde und keinen Vornamen brauchte. Und dann niemand mehr wusste, wie ihr Vorname eigentlich gewesen war, weil keiner, der es wissen könnte, überlebte.

Wie schön also die Namensgebung als späte Rehabilitation, seit 2014 unter dem Namen „Vielleicht Esther“ eingeschleust in die Literatur. Die Babuschka hat einen Namen

mit einem „vielleicht“ davor bekommen. Esther, einen schönen Namen aus dem Alten Testament.

„Vielleicht Esther“ sei keine Literatur, sagte Katja Petrowskaja, nachdem sie im Frühsommer 2013 den Ingeborg Bachmann Preis in Klagenfurt erhalten hatte und im Frühjahr 2014 ihr Buch erschien. Davor kannten nur die Leser der „Frankfurter Sonntagszeitung“ ihren Namen durch ihre auffallend präzisen und auffallend geschliffenen Wortmeldungen. Fiktiv sei, behauptet sie, in den „Geschichten“ nichts, fiktiv sei nur die Sprache. Das ist eine ebenso intelligente, wie genaue Differenzierung. Es sind die Mutmaßungen, meine Damen und Herren, den die Blicke auf das eigene Leben und rückwärts in die Vergangenheit lenkt.

Aber jetzt haben wir noch nicht über die Frau gesprochen, die in der Ukraine geboren wurde, mit der russischen Sprache und der russischen Literatur aufgewachsen ist, in Estland studierte und in Moskau promovierte. Als der Konflikt um die Ukraine in Kiew auf dem Maidan begann,

wurde sie in die Talkshows gezogen: Mit dem Herzen bei ihren Eltern in Kiew und mit dem Verstand bei der Analyse der komplizierten politischen Verhältnisse. Ihrem Zögern vor eindeutigen und griffigen Antworten war anzuhören, dass es für diesen Konflikt keine griffigen Antworten gibt, zwischen Russland, Europa und der Ukraine. 6000 Tote, war vor kurzem zu lesen, habe die kriegerische Auseinandersetzung schon gefordert – nicht gezählt die Verletzten, und schon gar nicht gezählt die seelisch Verletzten. Und es ist kein Ende abzusehen.

Vielleicht muss man sich Geschichte wie ein Palimpsest vorstellen, wie die ständige Überschreibung des Vergangenen. Wie den Text, der auf dem Buchumschlag abgedruckt wurde, als eine Ansammlung über- und durcheinander geschriebener und wieder durchgestrichener Worte. Geschrieben hat das eine der im Buch als Zeugin auftauchenden Babuschkas. Fast erblindet saß sie am Fenster und schrieb und schrieb und überschrieb und konnte nie lesen, was sie geschrieben hatte.

Und nun hat Katja Petrowskaja die verborgene Schrift an die Oberfläche geholt, für sich selbst, für uns, für die nachfolgende Generation. Denn, so schreibt sie auf Seite 30: „Geschichte ist, wenn es plötzlich keine Menschen mehr gibt, die man fragen kann, sondern nur noch Quellen.“

„Vielleicht Esther“ ist ein modernes Geschichtsbuch. Dafür bedankt sich mit großer Anerkennung und Freude die Jury: Irene Ferchl, Michael Kienzle, Irene Niessen, Ulrich Rüdener, Hans Kilb, Timo Brunke, die Laudatorin.

Und die Stadt Aalen mit dem größten und wichtigsten Preis, den sie vergibt: den Schubart-Literaturpreis.

Verena Auffermann

Laudatio auf Karen Köhler

„Ich bin im Death Valley und sitze auf einem Stein neben einer Tankstelle, der einzigen an diesem Highwayabschnitt, und vor mir steht ein Indianer. Er trägt eine Federhaube, ein Gewand mit einem Brustschmuck aus Knochenstäbchen ... Ich denke, dass ich spinne, ich denke, dass der Indianer nur in meinem Kopf ist. Ich schließe meine vom Wüstenstaub wunden Augen ...“

Auf dem Stein neben der Tankstelle sitzt Katharina, die Erzählerin. Sie ist eine Reisende ohne Gepäck, alles geklaut und das in der mörderischen Hitze. Aber jetzt steht da Bill und neben ihm sein Pick Up. Karen Köhlers Erzählung „Cowboy und Indianer“ entwickelt Satz für Satz ihre emotionale Stärke. Die Reisende weiß nicht, ob der Indianer neben ihr eine Fata Morgana ist oder Realität. Sie ist kurz davor zu verdursten. Wenige der Geschichten in dem Band „Wir haben Raketen geangelt“ haben ein Happyend. Diese schon. Das ist aber nicht entscheidend. Entscheidend ist der rücksichtslos hilfsbereite Blick auf das Leben.

Narrare necesse est. Wir müssen erzählen, weil wir unsere Geschichte sind und sonst nichts von unserer Geschichte erfahren. Erzählen heißt auch, Zeit vergeuden, ohne Zeit zu verlieren. Nach den Worten des Philosophen Odo Marquard kann die moderne Welt nicht auf das Erzählen verzichten, da es beim Erzählen um das Festschreiben im Gedächtnis der Sinne, um das Fühlen, Sehen und Riechen geht. Erzählungen beschreiben das, was dazwischen kommt. Wenn nichts dazwischen gekommen wäre, hätte zum Beispiel Homer nie von Odysseus' Reiseabenteuern zu erzählen gehabt. Unvorstellbar.

Da aber immer viel dazwischenkommt, unaufhörlich und unerbittlich, machen wir jetzt zu Ehren von Karen Köhler,

ein paar Ausflüge in Extremzonen. Denn da handeln ihre ergreifenden Geschichten. Im Krankenhaus, in der amerikanischen Wüste, während italienischer Ferien, im Wald, auf einem Hochsitz. Sie handeln von Krebserkrankungen, Liebeskummer, Fehlgeburten, Verkehrsunfällen, Hitzschlag. Begebenheiten aus dem ganz alltäglichen Leben.

Und wie schafft Karen Köhler es, mit ihren Erzählungen von Hilfsbereitschaft und Verrat, von Gemeinheit und Frechheit unsere Erwartung auf den Kopf zu stellen?

Mit rücksichtslos hilfsbereitem Blick auf das Leben

Erste Antwort: es ist die umstandslose Unmittelbarkeit. Zum Beispiel in der Erzählung „Cowboy und Indianer“. Ähnlich wie in der Erzählung „Il Comandante“ stehen Empathie und Zivilcourage im heimlichen Zentrum. Oft greift die Autorin Allgemeinplätze auf: Wenn ein Zettel auf dem Küchentisch mit der Nachricht liegt: „Bin Zigaretten holen“, dann weiß man, dass 100 Geschichten und Filme zitiert werden. Karen Köhler steht gut und ruhig auf den Schultern ihrer Vorfahren.

Ihren Traumberuf Kosmonautin kann Karen Köhler sich für später aufbewahren, oder zur Entlastung Fallschirmspringen, was sie, glaube ich, spaßeshalber tut.

Romantisch-schön ist die Welt in Karen Köhlers Texten nie, abenteuerlich durchaus. Die verhinderte Kosmonautin unternimmt ihre literarischen Erkundungen dennoch mit dem Mut der Weltraum-Draufgängerin. Die neun Kurzgeschichten der Debütantin, die eine anerkannte Bühnenautorin ist und lange Jahre am Theater Biel Schauspieler war, sind in ihrer Unbedingtheit, Radikalität und Tragik



Verena Auffermann

kaum zu überbieten. Oft hinterlassen sie das Gefühl, die Welt aus dieser Perspektive noch niemals gesehen zu haben. Noch nie so nah, so berührend direkt. Grund für die berückende Unmittelbarkeit ist der dichte Köhlersche Blick auf die Existenz des Menschen. Der Tod ist in den unterschiedlichen Schauplätzen, die in den entlegenen Gegenden zwischen den USA und der deutschen Provinz angeordnet sind, der heimliche Hauptdarsteller. Er wird erwartet. Er hat sich angemeldet, und seine Ankunft wird über langgestreckte Tage zelebriert wie ein Experiment. Und die Menschen zeigen sich, wie sie sind, feige und erbärmlich oder mutig und großartig.

Falsch wäre es, „Wir haben Raketen geangelt“ ein trauriges Buch zu nennen. Es ist schockierend mutig, aufrüttelnd und auf eine selten anzutreffende Weise versöhnlich, auch anrührend! Man muss das so sagen.

Aber, was ist eigentlich eine Kurzgeschichte, von der Anton Tschechow sagte, (Tschechows Name sollte beim Wort Kurzgeschichte unbedingt wenigstens einmal fallen, das gebietet die Pietät), also Tschechow, der Meister, sagte, wenn am Anfang der Geschichte ein leerer Haken an der Wand sei, müsse am Ende ein Hut oder eine Mütze dran hängen.

Eine Kurzgeschichte muss also genau sein, sie muss zu packen, ihre Requisiten beachten, sie kann sich wenig Zeit lassen, denn das Thema muss sich schnell entwickeln. Kein Indiz, kein Haken darf unbeachtet bleiben. Das ist eine der Regeln zum Erfolg. Als Edward O'Brian 1915 zum ersten Mal The Best American Short Stories herausgab, und damit eine bis heute andauernde Tradition ins Leben rief, verglich er die Short Story mit wachsendem Gras.

Was sich Menschen unter einer Geschichte vorstellen und was sie von einer Geschichte erwarten, hat sich im Lauf der Jahrzehnte verändert. Der neue Leser ist knapp an Geduld und Zeit, dennoch hat die Short Story, die Kurzgeschichte, in Deutschland einen schweren Stand. Große Erfolge wie Ingo Schulzes „Simple Storys“ vor siebzehn Jahren oder jetzt Karen Köhlers „Wir haben Raketen gelangt“, sind selten und werden als Besonderheit, als Ausnahme bestaunt.

Köhlers Personen treten in direkten Kontakt zum Leser

Das Köhlersche Personal ist jung. Gesprochen wird sehr direkt, umstandslos und schmucklos. Manchmal wird ein „du“ angesprochen. Es gibt keine Adjektivanhäufungen. Subjekt, Prädikat, Objekt. Es stehen auch nicht die Geldverdiener im Zentrum, sondern die Geld-Verlierer. Eigentlich interessiert das Geld gar nicht. Manche sind so krank, dass Geld ihnen nichts, Zuwendung alles bedeutet. Andere riskieren in ihrer Abenteuerlust ihr Leben. Und dann macht eine Frau in Jogginghose und Gummihandschuhen die Tür auf und sagt „Hallo Björn“. Und jener fesch aufgeputzte Björn, den sie seit 15 Jahren nicht mehr gesehen hat, schaut sich mit einem „Museumsbesucherblick“ in der Wohnung um. So beginnt bei Karen Köhler die Geschichte von einem, der auszog, ein besseres Leben zu führen, und alles hinter sich ließ, und einer, die geblieben ist, und bleiben wird.

Aber das eigentlich Bemerkenswerte, der Grund für den großen Überraschungserfolg des Buches, ist etwas anderes. Es ist seine Unmittelbarkeit. (...) Es ist das unmittelbare, direkte Präsens, die unmittelbare Gegenwart, die eine Fixierung auf den Leser herstellt.

„Es ist nicht irgendwer gemeint, nicht irgendein fernes Gegenüber, sondern wir, unausweichlich, Du und ich. Ausweichen kann man diesem Ton nicht, nur das Buch schließen, aber das tut man nicht, dafür sind die Geschichten zu beeindruckend.“

Einige Aalener werden wissen, dass Karen Köhler nicht nur Schauspielerin gewesen ist, sondern auch Theaterstücke schreibt. „Deine Helden – meine Träume“, ein „Klassenzimmerstück“ über Rechtsradikalismus, hatte erst am 8. März am Theodor-Heuss-Gymnasium Premiere.

Das Gegenüber der Bühne, das direkte Sprechen zu einem Nächsten, der offene Bühnenraum, all das mag auf den Ton der Geschichten abgefärbt haben. Aber auch das ist nicht die hinreichende Erklärung.

Es ist das Verhältnis zu den Menschen, ihren existentiellen Leiden, es ist das unverstellte und angstfreie Verhält-

nis zum Nächsten, das für das innere Klima der Texte verantwortlich ist: Die Mitmenschlichkeit der Autorin.

Und zum Schluss meiner kleinen Einlassung auf Karen Köhlers erzählerische Kunst möchte ich mit Ihnen den schon einmal erwähnten Hochsitz besteigen mit einer Isomatte, Schlafsack, Wasserkanister, Taschenlampe, Zeitungen, Notizbuch, Stift und noch ein paar Dingen, die in der Erzählung „Wild ist scheu“ zu den Requisiten gehören. Ich möchte Sie bitten, sich auf das Äußerste gefasst zu machen. Auf zirka 25 extreme Tage. Tage, die dem Beobachten gewidmet sind. Den Himmel und die Tiere und das eigene vergehende Leben.

Ausweichen kann man diesem Ton nicht, nur das Buch schließen, aber das tut man nicht ...

Aber das müssen Sie selbst lesen und weiterlesen und dann niemals vergessen. Erzählen ist tatsächlich lebensnotwendig. Ob vom Mond, vom Indianer Bill, vom irdischen Leben oder vom Sterben im Wald.

Es gratuliert und bedankt sich für dies ungewöhnlich beeindruckende und mitreißende Buch die Jury: Irene Ferchl, Michael Kienzle, Irene Niessen, Ulrich Rüdener, Hans Kilb, Timo Brunke und die Laudatorin. Und die Kreissparkasse Ostalb, die jetzt für ihre Kunden ein Überlebensbuch hat.

Liebe Frau Auffermann, herzlichen Dank für Ihre tiefen, von Empathie gezeichneten Ausführungen. Sie haben uns die beiden literarischen Debüts und die Preisträgerinnen noch näher gebracht. Man spürt, dass Sie beide persönlich kennengelernt haben. Vielen Dank!

Sehr geehrte Damen und Herren, in Abwesenheit der Preisträgerin Katja Petrowskaja verleihe ich heute den Schubart-Literaturpreis der Stadt Aalen mit dieser Urkunde.

Und ich darf aus der Jurybegründung zitieren, die sich auf der Urkunde des Schubart-Literaturpreises wieder findet:

„In ihrem Debüt „Vielleicht Esther“ begibt sie sich auf die leidvolle Suche und Erinnerungsfahrt zu den Lebens- und Sterbeorten ihrer verzweigten jüdischen Familie und öffnet den Lesern mit ihrer Recherche einen notwendigen Blick für die Tiefen der osteuropäischen Geschichte. In der deutschen Sprache gewinnt die Erzählerin ein zweites Leben, eine Liebe, die nicht vergeht, weil man sie nie erreicht.“

Meine Damen und Herren, lassen wir Katja Petrowskaja selbst zu Wort kommen. Sie erläutert uns, welche Bedeutung die deutsche Sprache für sie hat:

„Es ist ein großer Kampf auf deutsch zu schreiben. Tatsächlich habe ich erst mit ungefähr 27 Jahren angefangen, deutsch zu lernen. Zwar bin ich viel älter aber das ist zu keiner automatischen Sprache

geworden. Ich hatte keine Uni, keine Sprachschule oder Kurse am Goetheinstitut gemacht. Als ich nach Deutschland gekommen bin, hochschwanger, hatte ich einen Geburtsvorbereitungskurs gemacht. Es bedeutet, ich wusste wann man pressen und hecheln soll, aber nur auf deutsch. Als ich meine Mutter anrief hat sie mich gefragt: „Wie war es?“. Ich sollte alles auf russisch berichten. Ich hatte es zwar verstanden, aber ich wusste nicht, wie es auf russisch heißt. Es bedeutet, ich habe buchstäblich mein erstes Kind auf deutsch zur Welt gebracht. Das war wirklich nach dem Bachmannpreis besonders lustig, weil ich so hochkatapultiert wurde und ich stehe da und denke: „Oh Gott, ich weiß überhaupt nicht, wie man auf deutsch redet. Das ist schon sehr lustig.“

Auch die Recherche „Vielleicht Esther“ musste Frau Petrowskaja, so hat sie es selbst beschrieben, auf deutsch schreiben.

Sieht sich die Autorin auch in der Tradition, in der wir heute den Literaturpreis an sie überreichen? Was sagt ihr, was bedeutet ihr Schubart und der Schubart-Literaturpreis?

„So etwas ist unheimlich und vor allem, weil diese romantische Ecke auch Teil meiner Heimat ist. Schubart, ich kenne ihn eher als eine Fußnote oder auch aus den Lehrbüchern. Wir hatten auch an meiner Uni vier Jahre fremdsprachige Literatur und das bedeutet, dass wir schon viel von Kleist und Schiller gelesen haben, aber von Schubart nicht wirklich. Aber immerhin kann ich seine Kompositionen von denen des Herrn Schubert unterscheiden.“



Oberbürgermeister Thilo Rentschler, Karen Köhler und Carl Trinkl, Vorstandsvorsitzender der Kreissparkasse Ostalb bei der Übergabe des Schubart-Förderpreises

Auf jeden Fall ist das auch Anlass sich wieder mit dieser Zeit zu beschäftigen. Ich freue mich, weil ich wieder in diese Richtung schauen werde. Ich habe das Gefühl, die Zeit für diese Literatur kommt wieder und wir können aus diesen Quellen auch wieder schöpfen. Ich schäme mich überhaupt nicht, mich mit Romantik zu beschäftigen.“

Ich konnte gestern Abend kurz mit ihr telefonieren. Sie kommt, so bald es möglich ist, gerne nach Aalen. Und Sie lässt Sie alle herzlich grüßen.

Wir kommen zur Preisträgerin des Förderpreises, Karen Köhler, den ich mit Herrn Vorstandsvorsitzenden Trinkl von der Kreissparkasse Ostalb überreichen darf.

Wieder darf ich aus der Urkunde des Schubart-Literatur-Förderpreises zitieren:

„Die neun Geschichten ihres literarischen Debüts beschreiben Empfindungen in extremster Form und handeln vom Unterwegssein zwischen Diesseits und Jenseits. In dem Erzählband „Wir haben Raketen geangelt“ gelingt ihr die seltene Balance zwischen absoluter Leichtigkeit und höchster Tragik.“

Herzlichen Glückwunsch, Frau Köhler!

Karen Köhler trägt sich in das Goldene Buch der Stadt Aalen ein

Bevor ich das Ensemble Cellikatessen nochmals um einen Beitrag bitte, muss ich noch eine kleine Programmergänzung ankündigen: anstelle der Preisträgerin wird uns Tina Brüggemann vom Theater der Stadt Aalen den Anfang aus „Vielleicht Esther“ vortragen. Und sie überbringt eine

Nachricht von Frau Petrowskaja, die sie uns noch heute früh hat zukommen lassen. Anschließend bitten wir Frau Köhler zu Wort.

Jetzt aber erst mal Bühne frei für die Cellikatessen!



Ein Spaziergang entlang des literarischen Flusses –
oder wie weit kann eine Forelle schwimmen

DANKESREDE VON KATJA PETROWSKAJA

Vorgetragen von Tina Brüggemann

Liebe Damen und Herren,
lieber Herr Oberbürgermeister,
liebe Jury,

wie schade ist es und wie traurig bin ich, dass ich heute nicht bei Ihnen sein kann. Wie gerne hätte ich Sie und Ihre Stadt kennengelernt und hätte ich Ihnen persönlich meinen herzlichen Dank ausgesprochen! Verzeihen Sie mir bitte meine Abwesenheit, die mir sehr schwer auf dem Herzen liegt.

Ich empfinde es als eine sehr große Ehre, den Christian Daniel Friedrich Schubart-Preis der Stadt Aalen entgegennehmen zu dürfen. Zwar war mir der Name Schubart vertraut, aber in dem Moment, als Frau Singer aus dem Kulturamt Aalen mir am Telefon die frohe Nachricht überbrachte, war ich gerade in einen Spaziergang am Ufer der winterlichen schnellen Donau vertieft. Und ich dachte, oh mein Gott, der Schubert-Preis! Ich hatte tatsächlich „SchubErt“ gehört und wunderte mich erschrocken, woher die Stadt Aalen weiß, dass ich Franz Schubert so sehr mag, dass ich vor Jahren in Kiew einige Schubert-Lieder mit dem Chor gesungen habe und fragte mich, ob es nun in Deutschland und besonders in Aalen, Preise dafür gibt, dass man etwas geliebt hat und liebt, das aber noch niemandem verraten hat. Was für eine Verwechslung! Noch am Fluss habe ich kurz bei Wikipedia nachgeschaut, und

entdeckte, dass der Preis an Christian Friedrich Daniel Schubart erinnert. Ich kannte ihn noch vage aus unserem Seminar der fremdsprachigen Literatur an meiner Universität in Tartu. Er tauchte irgendwo zwischen Klopstock und Sturm und Drang auf. Wie magisch wirkten diese deutschen Begriffe damals auf uns. Schubart hat sich in unserer Wahrnehmung durch einige Werke festgesetzt:

Schubarts Spuren in der russischen Literatur

So mit dem Text „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“. Ich kannte das Büchlein von zu Hause von meinem Vater, auf Russisch. Es bildete die Grundlage für Schillers „Räuber“ ebenso wie auch Schubarts eigenes turbulentes Leben. Auch Schiller las ich damals, vor fast dreißig Jahren – Balladen, Gedichte, und Theaterstücke – auf Russisch in den unübertroffenen Übersetzungen von Wasilij Zhukowsky. Jetzt las ich auch Schubarts „Fürstengruft“ und einige seiner Gedichte zum ersten mal auf Deutsch, sowie über seine Deutsche Chronik und einiges Biographische über seine Verhaftung, und über seinen beinahe von Physiologie geprägten rebellischen Geist, dann las ich „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“, später Schillers „Räuber“, zum ersten mal auf Deutsch, und merkte plötzlich, dass ich durch Schubart in einen wahren leserischen Sturm und Drang gezogen wurde, der mich bis zu den Theaterstücken von Jewgenij Schwarz trieb, einen sowjetischen Schriftsteller, der Märchen von Hans Christian Andersen, Voltaireschen Sprachwitz und den Drang von Schiller miteinander gekreuzt hatte. Es war vielleicht nur der eine Satz von Schwarz über die Räuber, der mich geleitet hatte: „Man muss die Kinder verwöhnen, dann werden aus ihnen wahrhaftige Räuber“. So weit hat Schubart mich in den Fluss des Lesens gebracht, und dieser Fluss

Dankesreden der Preis- trägerinnen



Tina Brüggemann beim Vortrag des Briefes von Katja Petrowskaja

war sehr launisch und nicht wissenschaftlich steril, aber irgendwie erspürte ich durch ihn die willkürlichen Wege literarischer Traditionen. Noch willkürlicher ergab sich die Geschichte um das Forellen-Gedicht von Schubart – denn wie weit kann eine württembergische Forelle schwimmen? Das Gedicht – teilweise biografisch und dadurch auch tragisch – wurde von Franz Schubert vertont. Deswegen habe ich in gewisser Weise nichts verwechselt, sondern die phonetische Nachbarschaft der Künstler Schubert und Schubart nachgewiesen.

Dieses Lied, und damit auch das Gedicht, gehört zu einem der berühmtesten Werke des klassischen Gesangs-Repertoires und hat auch in Russland eine ganze Reihe poetischer Reaktionen ausgelöst, wie zum Beispiel den Gedicht-

Band „Die Forelle bricht das Eis“ von Michail Kusmin, Dichter, Maler und Komponist aus der Generation der Symbolisten mehr als hundert Jahre nach der Vertonung. Seine Forellen-Schläge-Symbolik hatte einen dermaßen erotischen Charakter, dass die Gedichte einen Skandal auslösten. Anna Achmatowa benutzte noch viele Jahre später für ihr Werk „Poem ohne Helden“, in dem sie das poetische und tragische Jahrhundert bilanziert, die Gedichts-Struktur des Kusminschen Forellen-Bandes. Dies hätte sich Christian Daniel Friedrich Schubart nicht erträumen können.

Eigentlich wollte ich Ihnen heute gar nichts erzählen, sondern Ihnen anstelle dessen das Forellen-Lied vorsingen, aber meine Krankheit ist schuld daran, dass Sie, liebes

Publikum, zwar nun von meinem Singen verschont bleiben, aber eben nicht von meinem Text. Wer weiß, was besser gewesen wäre? Ich könnte nun auch noch über Aale schreiben, nicht nur über Forellen, aber nun merke ich, dass das Fieber doch mächtig schlägt und mich in einen viel zu frivolen Fluss zieht.

Noch einmal möchte ich mich bei Ihnen ganz herzlich für diesen großzügigen Preis bedanken. Ich verstehe ihn auch als eine Einladung, mich weiter mit der politisch und gesellschaftlich einflussreichen und vielseitigen Gestalt Christian Friedrich Daniel Schubarts zu beschäftigen, sowie mit seiner Literatur und mit der Willkür des Geistes.

Danke!

Raum haben für das, was noch kein Wort ist

DANKESREDE VON KAREN KÖHLER

Liebes Publikum, liebe Gäste, liebe Vertreter der Stadt Aalen, liebe Jury, liebe Musikerinnen und Musiker, lieber Oberbürgermeister, liebe Kreissparkasse Ostalb, liebe Verena Auffermann, und, auch wenn sie heute nicht hier sein kann: liebe Katja Petrowskaja.

Ich bedanke mich ganz herzlich für den Schubart-Literaturförderpreis.

Es ist mir eine Freude und Ehre, heute neben einer so wundervollen Hauptpreisträgerin ausgezeichnet zu werden. Mit einem Preis, der an einen Dichter, Musiker und Publizisten erinnern soll, dessen Geist sich frei bewegt hat, der es wagte, gegen Obrigkeiten aufzubegehren und damit zum Vorbild weiterer Sturm-und-Drang-Denker wurde.

Neben der Ehre, einen solchen Preis zu erhalten, ist damit ja auch ein ganz konkreter Geldwert verbunden. 5000 Euro sind es in meinem Fall.

Benjamin Franklin hat gesagt „Time is money“. Ich sage „Money is time.“

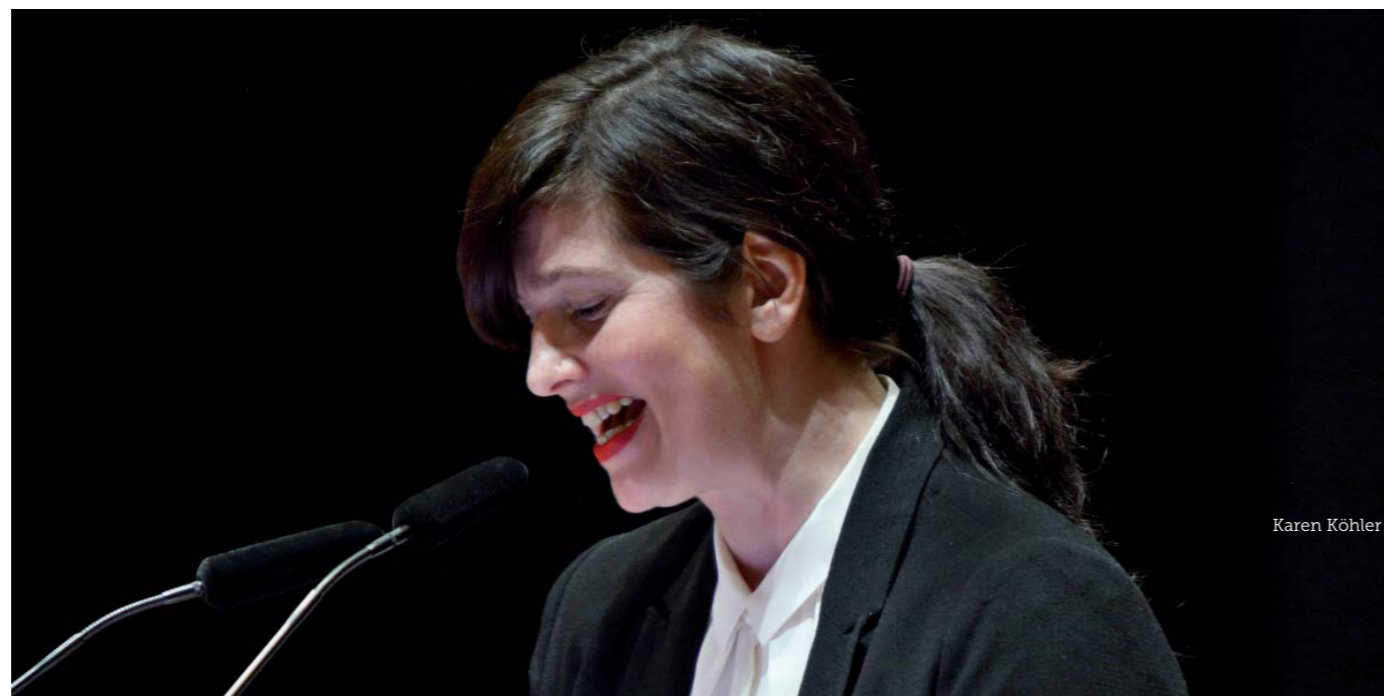
Dieses Geld wird mir Zeit kaufen. Einen kleinen Teil Lebenszeit. Zeit, in der ich schreiben kann, in der ich nicht unter dem existenziellen Druck des Geldverdienens stehe. Zeit, in der ich unabhängig und frei entscheiden kann, wie meine Gedanken gehen. Zeit, in der ich etwas tun kann, das nach außen vielleicht gar nicht nach „Arbeit“

aussieht. Menschen beobachten, zum Beispiel. U-Bahnfahren, laufen oder gehen, zum Beispiel. Lesen zum Beispiel. Kunst betrachten zum Beispiel. Oder an einem Meeresufer dem Rauschen zuhören.

Meinem Vater fiele es schwer, das als Arbeit zu betrachten. Mein Vater war Feuerwehrmann. Inzwischen ist er pensioniert. Ich konnte bei ihm immer genau sagen, wann er arbeitete, und wann er nicht arbeitete. Es gab die Uniform und Monturen, es gab Dienstpläne und wechselnde Tages-, Nacht- und 24-Stunden-Schichten, Zeiten, in denen er

nicht zu Hause war. Und wenn er also zu Hause war und keine Uniform oder Montur anhatte, hieß das auch: die Arbeit war vorbei. Dann verbrachte er endlich seine Zeit mit uns Kindern, der Familie, oder auch mal allein. Mir war klar: Das ist freie Zeit. Zeit ohne Arbeit. Freizeit. Und die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit konnte ich ganz klar ziehen.

Bei mir und dem Schreiben ist es anders. Ich habe jedes Mal ein schlechtes Gewissen, wenn mein Vater mich anruft und fragt: Arbeitest Du gerade? Und ich war mei-



Karen Köhler

netwegen gerade dabei, zu recherchieren und mich bei Google-Streetview den Highway 93 entlang zu klicken, oder Youtube-Videos anzusehen, und antworte ihm: Ja, tue ich.

Seit ein paar Jahren lebe ich vom Schreiben. Ich habe keinen sogenannten Brotjob mehr. Leben und Arbeit sind mittlerweile untrennbar miteinander verwachsen. Die Grenzen dazwischen sind verschwommen: Freizeit kann Arbeit kann Freizeit sein. Ich kann noch nicht einmal genau sagen, was in meinem Leben nicht Arbeit ist. Selbst wenn ich nachts träume und mir fällt im Traum ein erster Satz ein, ist das Arbeit. Oder wenn ich denke: Jetzt gehe ich zu meinem Vergnügen in meiner Freizeit in Schweden wandern, kann ich es nicht verhindern, dass dies wieder Inspiration wird für eine Erzählung.

Freizeit kann Arbeit kann Freizeit sein.

Auch wenn es bei mir geregelte Zeiten, ich sage mal „vor dem Computer“ gibt, und auch, wenn ich von mir weiß, dass ich vormittags mit dem Schreiben am besten voran komme, und man die Tätigkeit, vor einem Laptop zu sitzen und Tasten zu drücken oder zum Recherchieren Seiten anzuklicken und zu lesen, noch am ehesten als „Arbeit“ bezeichnen könnte, so macht dieser Teil nur die Spitze des Eisberges, macht nur ein Siebtel des Gesamtprozesses aus, dem ein Text in seiner Entstehung bei mir unterworfen ist.

Ich muss Raum haben, Leben zu betrachten. Raum haben zum Denken, Fühlen und Erspüren. Raum für das, was noch kein Wort ist. Noch keine Sprache. Raum dafür, dass etwas in Bewegung gelangt. Sich verknüpft mit anderem,

ein Cluster bildet, eine Ahnung, einen Hauch, etwas, dem ich dann bewusst nachgehen kann. So lange, bis sich eine Idee, ein Anfang, ein Fragment, oder eine Figur formt. All diese Dinge passieren aber nicht am Laptop. Sie geschehen im Austausch mit der Welt. Und damit das möglich ist, brauche ich einen geschützten Zeitraum, der nicht dem Prozess des Geldverdienens um Rechnungen zu bezahlen unterlegen ist.

5000 Euro mögen manchen von Ihnen nicht viel Geld erscheinen. Es gab Zeiten, da betrug mein zu versteuerndes Jahreseinkommen weniger als das. Es gab Zeiten, da habe ich von dieser Summe länger als ein halbes Jahr gelebt. Und das in Hamburg. In einem halben Jahr kann man viel schreiben. Ein Theaterstück zum Beispiel. Erzählungen. Einen Teil eines Romans.

Von 5000 Euro kann man sich zweieinhalb Zahnimplantate leisten. Eine Reise an einen Ort, an dem eine Geschichte spielen soll. Zehn Wochen All-Inclusive-Urlaub. Zweieinhalb neue Computer. Einhundert Ganzkörpermassagen. Ein Chanel-Kleid mit Schuhen. Im Ausverkauf. Tausend Burgerking-Menüs. Fünfhundert Mal ins Kino. Eineinhalb Bahncard 100. Oder was auch immer ...

Ich leiste mir von diesem Schubart-Literaturförderpreisgeld Zeit. Freie Zeit. Zeit zum Erspüren von Ideen. Zeit, in der ich Menschen beobachte. Zeit, in der ich ziellos treibe. Zeit, in der ich schreiben und neue Geschichten erfinden kann. Und für diese Zeit möchte ich mich bei Ihnen bedanken.

Interview

„Ich bin nur eine Stimme in diesem Chor“

Die Berliner Autorin Katja Petrowskaja wird am Sonntag mit dem Schubart-Literaturpreis ausgezeichnet

AALEN - Der Schubart-Literaturpreis 2015 der Stadt Aalen geht an Katja Petrowskaja. Die in Berlin lebende Autorin wird für ihre Erzählung „Vielleicht Esther“ ausgezeichnet. Vor der Preisverleihung am kommenden Sonntag hat Petra Rapp-Neumann mit Katja Petrowskaja gesprochen.

Sie haben einmal gesagt: „Ich schreibe keine Literatur.“ Wie ist das gemeint?

Ich bin eine Literaturwissenschaftlerin, und Literatur war für mich immer etwas, das Puschkin, Schiller oder auch Garcia Márquez geschrieben haben. Ich habe in meinem leisen Buch nichts ausgedacht, es ist keine Fiktion. Ich habe einfach etwas wahrgenommen und weiter gegeben und stehe deswegen in einer kleinen Ecke, wie ein bestrafte Kind. Deswegen „keine Literatur“. Aber es ist mir bewusst, dass alles Geschriebene als Literatur, als belles-lettres gelten darf. Mir ist es jedoch in dieser Ecke gemütlicher.

Wie lang haben Sie an „Vielleicht Esther“ gearbeitet?
Ich habe über vier Jahre geschrieben, aber „gearbeitet“ ist kein passendes Wort. Über einige Sachen, die im Buch vorkommen, habe ich mein ganzes Leben nachgedacht. So geht es vielen, denke ich, man kann die Zeit der Arbeit nicht genau definieren.

Haben Sie umfangreich recherchiert?

Aber natürlich, Recherche ist eine ethische Voraussetzung im Umgang mit Geschichte. Ich habe viel recherchiert, aber nicht viel davon direkt im Buch benutzt. Recherche gibt einem das Recht, zu sprechen, zu sehen, aber man gibt diese Recherche nicht eins zu eins wieder. Manchmal war die Recherche auch mangelhaft. Das „Ich“ im Buch ist kein Historiker, sondern ein Mensch, der offensichtlich nicht alles kann und durch eigene Fähigkeiten und Unfähigkeiten die Wege des Verstehens bahnt.

Wie nah fühlen Sie sich Ihrer Urgroßmutter, die „vielleicht Esther“ hieß?



Katja Petrowskaja wird am Sonntag mit dem Schubart-Literaturpreis ausgezeichnet.

FOTO: GERT EGGENBERGER

Es ist überhaupt nicht wichtig, ob sie meine Urgroßmutter ist oder Ihre.

Sehen Sie sich als Wanderin zwischen zwei Welten, der Ukraine und Deutschland, oder doch als Europäerin?

Ich bin in der Sowjetunion groß geworden. Ich habe mich nie durch ethnische oder staatliche Zugehörigkeit definiert und glaube daran, dass es nur eine Welt gibt.

In welcher Sprache schreiben Sie am liebsten - und am besten?
Ich darf vermuten, dass ich auf Russisch besser schreibe, als auf

Deutsch. Ja, und am liebsten.

In welcher Sprache träumen Sie?
Ich glaube, man träumt in allen Sprachen, die man ein bisschen kennt, in denen man sich schon einmal in jemandem verliebt hat oder in denen man ein Gedicht oder ein Lied kennt.

Christian Friedrich Daniel Schubart steht in der Tradition freiheitlichen und aufklärerischen Denkens. Fühlen Sie sich ihm seelenverwandt?

Das wäre aber ein Anspruch! Ich kann jedoch „Die Forelle“ von Schubart in Schuberts Vertonung

singen. Zählt das?

Wann haben Sie erfahren, dass Sie den Schubart-Preis erhalten?
Als ich den Ernst-Toller-Preis in Neuburg entgegennahm. Und dachte, oh mein Gott! Warum wieder ich?

Was bedeutet Ihnen, die Sie bereits mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis, dem Ernst-Toller-Preis und dem Aspekte-Literaturpreis ausgezeichnet wurden, der Schubart-Preis?

Ich bin sehr überwältigt. Immer noch. Es ist nicht einfach, neben solchen Namen zu stehen, besonders,

wenn man einfach ein einziges Buch geschrieben hat und noch gar nichts weiß über sich selbst und die Lage der Nation. Das macht einen zu groß und zu lächerlich zugleich. Es ist auch sehr ambivalent, wenn man sich überlegt, welche Schicksale diese Menschen hatten: Bachmann, Toller, Schubart. Andererseits ist es unglaublich, wie in Deutschland Literatur gefördert wird. Ich wusste das früher alles nicht, gehörte nicht zu dieser Welt der Schreibenden. Natürlich hatte ich ein enormes Glück. Ich glaube, es gibt viele Menschen, die niemals Preise bekommen oder eine Resonanz bekommen, obwohl sie sehr gut schreiben. Und da habe ich meine Bedenken. Ich bin nicht gewohnt, zu Gewinnern zu gehören, auch nicht nach 20 Monaten Erfolg. Ich habe manchmal das Gefühl, ich bin so ein Repräsentant von einem bestimmten Typus, der „Nicht-Gewinner“, so wie meine Eltern, und deswegen sind diese gewonnenen Preise nicht nur für mich bestimmt, sondern auch für meine Eltern, die nie wirklich belohnt wurden, und für die Menschen, die mich sehr beeinflusst haben, aber immer im Schatten bleiben. Einige von diesen Menschen sehen das auch so. Ich bin nur eine Stimme aus diesem Chor. Nun hat man ein Lied aus unserem Repertoire gehört.

Arbeiten Sie zurzeit an einem neuen Buch, und wenn ja, wovon handelt es?
Ich weiß nicht mal, in welcher Sprache!

Auf einen Blick

Katja Petrowskaja wurde 1970 in Kiew geboren. Sie studierte Literaturwissenschaften in Tartu (Estland) und promovierte 1998 in Moskau. Seit 1999 lebt sie in Berlin. 2014 erschien ihr preisgekröntes Debitwerk „Vielleicht Esther“. Mit dem mit 15 000 Euro dotierten Schubart-Literaturpreis wird die Autorin am Sonntag in der Stadthalle ausgezeichnet. Die Veranstaltung beginnt um 11 Uhr.

Schubart mit Schubert verwechselt

Schriftstellerin Katja Petrowskaja mit Schubart-Literaturpreis geehrt – Karen Köhler erhält Förderpreis

Von Herbert Kullmann

AALEN - Der mit 15 000 Euro dotierte Schubart-Literaturpreis 2015 ist am Sonntag in der Stadthalle an die Schriftstellerin Katja Petrowskaja verliehen worden. Weil die Preisträgerin eine Grippe plagt, konnte sie selbst nicht anreisen. Karen Köhler war indes da. Sie erhielt den Förderpreis der Kreissparkasse Ostalb.

Warum das Auswahlgremium ausgerechnet diese beiden Autorinnen ausgewählt hatte, begründete Oberbürgermeister Thilo Rentschler mit den Worten des Namensgebers. Christian Daniel Schubart schrieb 1792 in seinem „Poetischen Glaubensbekenntnis“: „Jeder Autor braucht vier Eigenschaften. Neben Genie und Urteilskraft sind das Sprachstärke oder Wortwitz sowie ein glänzendes Gedächtnis.“ Dies mache den Dichter zum Seher, dessen Literatur „den Menschenkindern zur Stärkung und Leuchte, den Engeln zum Wohlgefallen“ diene. Eine Empfehlung, die das jugendliche Cello-Quintett „Cellikatessen“ in adäquate Klänge umzusetzen verstand, wobei das melancholische „Besame mucho“ Katja Petrowskaja gewidmet sein mochte, die heitere „Hommage à Georges Boulanger“ Karen Köhler.

Berliner Schriftstellerin liest jetzt fleißig nach

Der ansehnliche Besucherzuspruch überraschte, gehören doch die Schriftstellerinnen nicht unbedingt zur populären Autorenequipe der Republik. Dennoch hielten die Juroren des Schubart-Literaturpreises das Duo für preiswürdig, auch wenn Katja Petrowskaja fermündlich freimütig gestand, Schubart zunächst mit Schubert verwechselt zu haben und seine Literatur nur als Fußnote zu kennen. Mittlerweile habe sie einiges von ihm gelesen. Dass sie zuvor nichts über Aalens Literaturpreis wusste, darf angenommen werden. Dieser scheidet seit der ersten Verleihung 1955 die Geister. Mutig sei es gewesen, zehn Jahre nach dem Krieg einen solchen Preis ins Leben zu rufen, wird noch heute kolportiert.

Im Laufe der sechs Jahrzehnte immer wieder aufflammende Kritik betrifft sowohl den Preis als solchen – die Stuttgarter warfen einstmals den Aalenern Größenwahn vor, da sich eine kleine Stadt anmaße, einen so großen Preis auszuloben –, als auch immer wieder die Preisträger. Erinnert sei an Alice Schwarzer und Wolf Biermann.

Katja Petrowskaja ist die 30. Preisträgerin der alle zwei Jahre vergebenen Auszeichnung. Ausschlaggebend war ihre aktuelle Erzählung „Vielleicht Esther“, mit der sie in besonderem Maße, so Rentschler, in der Tradition von Schubart stehe. Für die 1970 in Kiew geborene, heute in Berlin lebende Autorin bedeutet die Würdigung nach dem Ingeborg-Bachmann-Preis (2014) und dem vor vier Wochen verliehenen Ernst-Toller-Preis eine weitere literarische Ehrung.

Die Autorin findet eine mutige, eine andere Sprache

Die Publizistin Verena Auffermann hob in einer nahezu lyrisch anmutenden Laudatio Sprache, Ausdruck

und Inhalt von Petrowskajas Erzählung hervor. „Die Erzählerin sieht sich beim Beobachten zu. Sie sitzt oben und sieht alles, manchmal im Gefühl, wie Gott aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses“ zu schauen.“ Das Buch „Vielleicht Esther“ sei geprägt von der Frage „Was wäre wenn?“, die unmittelbar in Beziehung mit „Was wäre falls, was, wenn es nicht geschehen wäre“ stünde. Damit leite die Autorin ihre Spurensuche nach ihrer Familie ein, führe hin zu der Ermordung von nahezu 40 000 ukrainischer Juden 1941 in Ba-

bi Jar (Kiew). Für die Beschreibung dieses Verbrechens habe Petrowskaja eine mutige, eine andere Sprache gefunden, begründet Auffermann die Preisvergabe.

Den diesjährigen Förderpreis der Kreissparkasse Ostalb bekam Karen Köhler für ihre Kurzgeschichten im Stile der American Short Stories zugesprochen. Überzeugt hat sie die Jury nach den Worten der Laudatorin durch einen rücksichtslos hilfsbereiten Blick auf das Leben, der in den Geschichten immer wieder deutlich wurde.



Den Schubart-Literaturpreis 2015 erhielt die Berliner Autorin Katja Petrowskaja, die allerdings krankheitsbedingt nicht anwesend sein konnte. Den Förderpreis nahm Karen Köhler von Oberbürgermeister Thilo Rentschler (links) und Kreissparkassen-Chef Carl Trinkl (rechts) entgegen. FOTO: KULLMANN

Schubart-Literaturpreis 2015

Pressespiegel

Zwei Werke mit klarer Sprache

Die Bücher der Schubart-Literaturpreisträgerinnen – Bevölkerung ist zur Verleihung in die Aalener Stadthalle eingeladen

Katja Petrowskaja lernte erst mit Ende Zwanzig Deutsch. Das mag ein Grund dafür sein, dass ihre literarische Spurensuche „Vielleicht Esther“ ohne jeglichen Überfluss, sprachlich genau dosiert ist. Katja Köhler schafft mit „Wir haben Raketen geangelt“ schonungslose und gleichzeitig anrührende Bilder. Für ihre Arbeiten werden beide Schriftstellerinnen am Sonntag, 15. März, 11 Uhr mit dem Schubart-Literaturpreis ausgezeichnet.

Für Katja Petrowskaja ist es nicht die erste Auszeichnung, die sie für das 2014 erschienene Werk „Vielleicht Esther“ erhält. Die 1970 in Kiew geborene Literaturwissenschaftlerin wurde 2013 unter anderem mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet. Nun also der mit 15.000 Euro dotierte Schubart-Literaturpreis der Stadt Aalen. Der in diesem Jahr bereits zum 30. Mal im Sinn und Gedenken Christian Friedrich Daniel Schubarts für aufklärerisches Denken vergeben wird.

Den Schubart-Literaturpreis gibt es für „Vielleicht Esther“ von Katja Petrowskaja.



(Foto: Suhrkamp Verlag)

In ihrem Werk macht sich Katja Petrowskaja auf die Suche nach den Spuren ihrer jüdischen Familie, vor allem ihrer Urgroßmutter, die in Kiew von den Nationalsozialisten verschleppt und beim Massaker von Babi Jar ermordet wurde. Sie besucht Orte, an denen Verwandte Erinnerungen hinterlassen haben könnten, hinterlassen haben. Sie forscht in Kiew, Warschau, Wien nach der Identität der noch lebenden und verlorenen Generationen. Findet diese in der Tradition einer Linie von Taubstummen-Pädagogen, in einem Rezept ihrer Tante Lida, in den Listen von Yad Vashem, auf denen die Holocaust-Opfer

verzeichnet sind. Findet sie in Fotografien, wie der von dem Haus in der Ulica Ciepla 14, in dem einst Verwandte wohnten. Doch dann stellt sich heraus, es war die Nummer 16; ein Irrtum, der zeigt, wie schwierig es ist, mitunter nur mit Hilfe von Erinnerungen in der Vergangenheit zu recherchieren.

Dass ein solches Sammeln von Fragmenten nicht abgeschlossen sein kann, zeigt die Autorin auch darin, dass sie keinen in sich geschlossenen Familienroman geschrieben hat. Der Sog, den „Vielleicht Esther“ erzeugt keine episch-chronologische Geschichte, sondern vielmehr die außergewöhnlich klare und bildhafte Sprache.

Für ihre literarische Debüt „Wir haben Raketen geangelt“ wird die 1976 in Hamburg geborene Theaterautorin Karen Köhler mit dem mit 5000 Euro dotierten Förderpreis ausgezeichnet. Schrecklich und schön, dramatisch und romantisch – „Ich bin 33 Jahre alt und habe Krebs“ – lässt Karen Köhler ihre Protagonistin gleich in der ersten Geschichte „Il comandante“ ihres Erzählbandes auf den



Leser los. Mal schlagen ihre kurzen Sätze vernichtend zu, mal führen die längeren fast in Traumsequenzen. Aber zwischen Stoma und Chemotherapie schießt die Hoffnung in der Freundschaft zwischen der Krebskranken und einem schrägen Alten aus allen Rohren. Karen Köhler schreibt, wie das Leben ist.

Dagmar Oltersdorf

i Die Laudatio bei der Preisverleihung, zu der die Bevölkerung herzlich eingeladen ist, hält Verena Auffermann, Journalistin und Literaturkritikerin aus Berlin.

Den Förderpreis bekommt Karen Köhler für den Erzählband „Wir haben Raketen geangelt“.

(Foto: Hanser Verlag)

Zwei Preise für Sprachstärke

Schubart-Literaturpreis-Vergabe ohne Petrowskaja

Zwei Preisträgerinnen hat der Schubart-Literaturpreis 2015. Doch nur Karen Köhler, die Förderpreisträgerin, war zur Verleihung am Sonntag in die Aalener Stadthalle gekommen. Hauptpreisträgerin Katja Petrowskaja fehlte – die Grippe hat auch sie erwischt. Ihre Freude über die Auszeichnung übermittelte die Autorin trotzdem – mittels einer Tonaufzeichnung.

DAGMAR OLTERS DORF

Aalen. „Ich weiß nicht, wie man auf Deutsch redet. Das ist sehr lustig“, erinnert sich Katja Petrowskaja an einen Satz, den sie vor noch nicht allzu langer Zeit von sich gab. Nicht live wendet sich die schon mehrfach für „Vielleicht Esther“ mit Literaturpreisen ausgezeichnete Autorin an die rund 350 Gäste in der Stadthalle, sondern per Tonaufzeichnung. Ein Gespräch, nachdem Oberbürgermeister Thilo Rentschler und Laudatorin Verena Auffermann Petrowskajas Werk „Vielleicht Esther“ gewürdigt haben. Das Werk für den die 45-jährige Autorin nun mit dem mit 15.000 Euro dotierten Schubart-Literaturpreis ausgezeichnet wird. Vergeben wird er alle zwei Jahre.

Ein deutscher Literaturpreis für eine Autorin, die kein Deutsch kann? Tatsächlich ist Petrowskajas Muttersprache Russisch. Als in Kiew geborene und aufgewachsene Frau, die seit Jahren in Deutschland lebt, habe sie in „Vielleicht Esther“ eine „mutig, andere“ Sprache für ihre Beschreibungen über Reisen in die Familiengeschichte gefunden, so Verena Auffermann. Neben dieser Geschichte habe das Buch einen „zweiten Hauptakteur“ – die deutsche Sprache, die für die Autorin das zu Entdeckende sei und die in ihrer „unangeregten Totalität“ dem Buch die Tiefe gebe. Die Babuschka, die „Vielleicht Esther“ ist, wird nach den Worten Katja Petrowskajas 1941 in Kiew von einem deutschen Soldaten „mit nachlässiger Houtune“ erschossen, zitiert Auffermann als Beispiel. Es werde in dem Buch, das sich aus locker zusammenhängenden Geschichten zusammensetzt, nicht moralisiert, aber auch nichts verschwiegen, so die Laudatorin, die Petrowskajas Werk „Unmittelbarkeit und Leichtigkeit“ bescheinigt. An „Radikalität und Tragik“ nicht zu überbieten, charakterisiert Vere-

na Auffermann die neun Geschichten von Karen Köhler, die diese in „Wir haben Raketen geangelt“ zusammengefasst hat. Erzählungen, in denen es an unterschiedlichen Schauplätzen um den Tod geht und die die Menschen zeigen, wie sie sind: „feige und erbärmlich oder mutig und großartig.“ Besonders herausragend sei zudem – auch wenn es kein literarisches Kriterium sei – die „Mimmenschlichkeit“ der Autorin sowie die „Unmittelbarkeit“, mit der ihre Personen in Kontakt zum Leser traten.

Als „Freude und Ehre“ bezeichnete die 1974 in Hamburg geborene Karen Köhler die Auszeichnung mit dem mit 5000 Euro dotierten Schubart-Literatur-Förderpreis der Kreissparkasse neben einer Autorin wie Petrowskaja. Das Geld ermögliche ihr „mehr Lebenszeit zum Schreiben“, zum „Beobachten von Menschen“ und „Erspüren von Ideen“, so die Autorin. Sie ging in ihrer Rede auch kurz auf das Werk Schubarts ein, dessen „Geist sich frei bewegt“ habe und der gegen die Obrigkeit aufbegehrt hätte.

Auf Schubart ging auch die Preisträgerin Katja Petrowskaja in ihrer Rede ein, die sie noch kurz vor der Preisverleihung aus Kulturamt der Stadt Aalen gefaxt hatte. Tina Brüggemann vom Theater der Stadt Aalen überbrachte das Bedauern der Autorin, deren „Abwesenheit ihr schwer auf dem Herzen“ liege und die sich durch den Preis sehr geehrt fühle. Als die Nachricht sie erreicht habe, dass sie den Preis bekommen habe, sei sie ein wenig verwundert gewesen, woher die Stadt Aalen gewusst habe, dass sie Schubart so sehr mag. Als der Irrtum aufgeklärt war, habe Schubart, den sie vornehmlich aus Fußnoten im Studium kannte, sie in einen „literarischen Sturm“ gedrängt.

Genie, Urteilskraft, Sprachstärke und ein glänzendes Gedächtnis, die vier Eigenschaften, die ein Autor brauche, habe Schubart 1792 in seinem „Poetischen Glaubensbekenntnis“ formuliert, so hatte OB Rentschler eingangs Schubarts Handreichung für literarische Qualität beschrieben. Für „Delikatessen“ in diesem Sinne stehe die Literatur von Katja Petrowskaja und Karen Köhler. Im Bereich Musik sorgte das Ensemble Cellikatessen für die einem Festakt würdige Qualität.

Mehr Bilder unter www.schwabepo.de.

Schubartpreis und ein neuer Preis für Abiturienten

Ins Leben gerufen wurde der Literaturpreis 1955 vom Gemeinderat Aalen. Gefördert werden soll damit der Schubartsche Gedanke der Freiheit und Aufklärung in Einklang mit literarischer Qualität. Der Preis wird alle zwei Jahre vergeben und ist mit 15.000 Euro dotiert. Zu den Preisträgern gehören Peter Härtling, Alice Schwarzer, Ralf Giordano oder Jenny Erpenbeck. Der Litera-

tur-Förderpreis ist mit 5000 Euro dotiert.

Neu ausgelobt wird ab diesem Jahr ein Schubart-Abiturpreis. Schüler, die in den Kursen der vier Halbjahre die besten Leistungen in den Fächern Deutsch, Geografie, Gemeinschaftskunde und Musik erbringen, erhalten den neuen Preis. Er ist dotiert mit den Büchern der jeweiligen Preisträger und 100 Euro.



Mit einem großen Bild der erkrankten Schubart-Literaturpreisträgerin Katja Petrowskaja musste sich Laudatorin Verena Auffermann begnügen. (Fotos: opo)



Autorin Katja Köhler freut sich über die Auszeichnung mit dem Förderpreis, den sie von OB Thilo Rentschler und Kreissparkassenschef Claus Trinkl entgegennahm.



Das Cello-Quintett Cellikatessen begleitete den Festakt mit Werken von Stradella und Velázquez und einer Komposition von Roman Guggenberger.

Katja Petrowskaja erhält den Schubart-Literaturpreis 2015



Katja Petrowskaja (Copyright: Heike Steinweg / Suhrkamp Verlag)

Der Schubart-Literaturpreis 2015 der Stadt Aalen geht an Katja Petrowskaja. Die in Berlin lebende Autorin wird für ihre Erzählung „Vielleicht Esther“ ausgezeichnet. Der Preis ist mit 15.000 Euro dotiert.

Den Schubart-Literatur-Förderpreis erhält die Theaterautorin Karen Köhler für ihren Erzählband „Wir haben Raketen geangelt“. Die Preise werden im Rahmen eines Festakts am 15. März 2015 um 11 Uhr in der Aalener Stadthalle überreicht.

Der Schubart-Literaturpreis wird bereits seit 1956 in zweijährigem Turnus verliehen, um herausragende literarische Leistungen in der Tradition des freiheitlichen und aufklärerischen Denkens von Christian Friedrich Daniel Schubart zu würdigen.

Katja Petrowskaja wurde 1970 in Kiew geboren und lebt seit 1999 in Berlin. In ihrer Recherche „Vielleicht Esther“, begibt sich die 45jährige auf leidvolle Such- und Erinnerungsfahrt zu den Lebens- und Sterbensorten ihrer über Osteuropa verzweigten jüdischen Familie. Mit abgründigem Humor pflückt Petrowskaja bitter-süße Geschichten von ihrem Familienbaum und schreibt sie ins deutsche Stammbuch. In der deutschen Sprache gewinnt die Erzählerin „ein zweites Leben, eine Liebe, die nicht vergeht, weil man sie nie erreicht.“ Ihre Geschichten, so die Würdigung der Jury, öffnen dem Leser einen notwendigen Blick in die Tiefen der osteuropäischen Geschichte.

Für ihr literarisches Debüt „Wir haben Raketen geangelt“ erhält Karen Köhler den mit 5.000 Euro dotierten Schubart-Li-

teraturförderpreis. Die neun Geschichten der in Hamburg lebenden Autorin beschreiben Empfindungen in extremer Form und handeln vom Unterwegssein zwischen Diesseits und Jenseits. „In dem Werk gelingt Köhler die seltene Balance zwischen absoluter Leichtigkeit und höchster Tragik“, lobt die Jury.



Karen Köhler

(Copyright: Julia Krug/Hanser-Verlag)

Verleihung des Schubart-Literaturpreises 2015



Katja Petrowskaja

Foto: Heike Steinweg, Suhrkamp Verlag

Am Sonntag, 15. März 2015 wird der Schubart-Literaturpreis zum 30. Mal verliehen. Den mit 15.000 Euro dotierten Preis erhält Katja Petrowskaja für ihre Erzählung „Vielleicht Esther“. Der von der Kreissparkasse Ostalb mitgetragene Förderpreis geht an die Theaterautorin Karen Köhler. Sie wird für ihr literarisches Debüt „Wir haben Raketen geangelt“ ausgezeichnet. Der Förderpreis ist mit 5.000 Euro dotiert. Die Laudatio hält die Literaturkritikerin Verena Auffermann. Zum Festakt um 11 Uhr in der Aalener Stadthalle ist die Bevölkerung sehr herzlich eingeladen.

Karen Köhler

Mit Rauriser Literaturpreis geehrt

Karen Köhler erhält für ihr literarisches Debüt „Wir haben Raketen geangelt“ den mit 8000 Euro dotierten Rauriser Literaturpreis 2015 des österreichischen Bundeslandes Salzburg. „In neun Geschichten lotet sie Möglichkeiten der Kurzgeschichte aus, und mit jeder Geschichte eröffnet sie eine unverwechselbare Sicht auf die Welt“, heißt es in der Begründung der Jury. Die Hamburger Autorin entwickle immer neue Erzählmuster, locke mit verschiedenen Erzählerstimmen, bald versponnen und hektisch, bald versuchsweise kühl. Ihre Geschichten seien „Kunststücke an Balance und Geistesgegenwart“. F.A.Z.

Frankfurter Allgemeine / 10. Februar 2015

Abgründig

Schubart-Preis an Katja Petrowskaja

Die in Berlin lebende Schriftstellerin Katja Petrowskaja erhält den Schubart-Literaturpreis der Stadt Aalen für ihre Familiengeschichte „Vielleicht Esther“. Die mit 15.000 Euro dotierte Auszeichnung wird ihr am 15. März verliehen. Die in Kiew geborene Petrowskaja lebt seit 1999 in Berlin und arbeitet als Journalistin für russische und deutsche Print- und Netzmedien. In „Vielleicht Esther“ begibt sie sich auf leidvolle Such- und Erinnerungsfahrt zu den Lebens- und Sterbensorten ihrer über Osteuropa verzweigten jüdischen Familie. „Mit abgründigem Humor pflückt Petrowskaja bitter-süße Geschichten von ihrem Familienbaum und schreibt sie ins deutsche Stammbuch“, heißt es zur Begründung der Jury. Für ihr literarisches Debüt „Wir haben Raketen geangelt“ erhält die 1974 in Hamburg geborene Karen Köhler den mit 5000 Euro dotierten Schubart-Literaturförderpreis. epd

Ein Solo über die Wirklichkeit

Schubartpreis-Kandidatin Karen Köhler im Gespräch mit Theater-Dramaturg Winfried Tobias

„Theater trifft Karen Köhler“ am späten Samstagabend im Alten Rathaus. Schreiben gegen und über Rechts, lautet das Thema. Die Autorin konstatierte, man könne nicht gegen Rechts schreiben, sondern nur benennen und zeigen, wie blöd Rechts sei. Am 8. März ist ihr Stück „Deine Helden, meine Träume“ in Aalen zu sehen.

RAINER WIESE

Aalen. Nach „Biedermann umgezogen“ vor vollem Haus hat Dramaturg Winfried Tobias eine kleine Schar um die Autorin Karen Köhler versammelt, die aus Hamburg angereist war, um sich von ihm zu ihrer Arbeit als Theaterautorin befragen zu lassen. Im März wird ihr Stück „Deine Helden, meine Träume“ in Aalen aufgeführt, einmal als öffentliche Aufführung in einem Klassenzimmer des THG, dann mehrmals in Klassen exklusiv für Schülerinnen und Schüler.

Karen Köhler hat das Ein-Mann-Stück für das Nationaltheater Weimar geschrieben und zuvor gründlich recherchiert. Darüber berichtete sie: von ihren



Karen Köhler ist nominiert für den Schubart-Literaturförderpreis der Stadt Aalen 2015, der am 15. März verliehen wird. In der Reihe „Theater trifft“ sprach sie jetzt mit Dramaturg Winfried Tobias. (Foto hag)

Gesprächen mit Schülerinnen und Schülern, denen sie einen Fragebogen in Form eines kleinen, attraktiven Buches vorlegte und 105 ausgefüllte Bücher zu-

rückbekam – mit detaillierten und intimen Berichten und Hinweisen aus dem Leben und seinen Umständen in Weimar und Erfurt, mit Einblicken in Gewalt

und Liebe, Vernachlässigung und Trüme, in den Alltag mit seinen kleinen und großen Katastrophen. Sie sei schon sehr konsterniert gewesen über diese Wirklichkeit, die sie als Hamburgerin nicht kennen konnte, verblüfft auch über die Offenheit der Antworten und Schilderungen.

Um den Stoff für ihre Theaterreportage zu sammeln, hat Karen Köhler Kontakt mit einem interkulturellen Boxclub aufgenommen. Hier habe sie ethnische Integration unter straffer Regelvorgabe erlebt, eine auf ihre Art heile Welt. In diese Szene setzt sie die Geschichte, die sie von einem Protagonisten erzählen lässt – eine Geschichte von Liebe, Freundschaft und Verrat.

Dieses Stück wurde mehr als 100 Mal in thüringischen Klassenzimmern gespielt und in anschließenden theaterpädagogischen Gesprächen verarbeitet. Auf einer für dieses Stück und Projekt eingerichteten Homepage sei rege Kommunikation zu verzeichnen gewesen, sagte sie. Auch dies wertet Karen Köhler, die für den Schubart-Literaturförderpreis der Stadt Aalen nominiert ist, als Erfolg ihres Schreibens über die Wirklichkeit. Der Preis wird am 15. März verliehen.

Sechs Jahrzehnte

Schubart-Literaturpreis

1955

Der Gemeinderat der Stadt Aalen folgt dem Vorschlag von Oberbürgermeister Dr. Karl Schübel, einen Literaturpreis zu Ehren des Dichters, Journalisten und Musikers Christian Daniel Friedrich Schubart auszuloben. Am 31. Januar 1955 verabschiedet das Gremium das Statut mit der Zielsetzung: „... eine Tradition, die sich in Aalen gebildet hat, zu hüten, das Andenken Schubarts zu ehren und für die weitere kulturelle Entwicklung unserer Stadt einen Impuls zu geben“.

Zehn Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges und der NS-Diktatur gibt es zwischen Bodensee und Main lediglich drei weitere Literaturpreise. Zu ihnen zählt auch der 1955 erstmals verliehene Gedächtnispreis des Landes für Friedrich Schiller. Mit der Stiftung des Schubart-Literaturpreises durch die Stadt Aalen im gleichen Jahr lebt einerseits die Erinnerung an einen Autor wieder auf, der in vielerlei Hinsicht Förderer und Vorbild für die Größen der späteren Weimarer Klassik war. Darüber hinaus ist die Erinnerung an Christian Friedrich Daniel Schubart ein klares kulturpolitisches Signal für die Förderung einer eigenständig-kritischen und unabhängigen Literatur in der noch jungen Bundesrepublik bzw. im jungen Bundesland Baden-Württemberg.

1956–1962

Satzungsgemäß können sich alle Arten von Autoren, die über Ch. F. D. Schubart und seine Zeit forschen und/oder schreiben um den Preis bewerben. Er ist mit 1000 DM dotiert und grundsätzlich teilbar. Die Jury ist bestrebt, auch Arbeiten aus der Region zu berücksichtigen.

1963–1970

Das Preisgeld wird auf 3000 DM erhöht. Ab 1970 können auch die Mitglieder des Preisgerichts Arbeiten für die Vergabe des Schubart-Literaturpreises vorschlagen.

1972–1993

Der Literaturpreis gewinnt an Attraktivität. Neben historischen Abhandlungen rückt die zeitgenössische deutsche Literatur mehr und mehr in den Vordergrund. Das Preisgeld wird von 5000 DM auf 20000 DM erhöht.

1995–2013

Preisträger werden durch die Jury benannt, der Preis ist nicht mehr teilbar. Das Preisgeld beläuft sich auf 15000 €.

Ein Förderpreis in Höhe von 5000 € für junge, neue Formen der Literatur wird von der Kreissparkasse Ostalb zugestiftet.

2015

Anlässlich 60 Jahre Schubart-Literaturpreis lobt die Stadt Aalen den Schubart-Abiturpreis aus.

Die Reihe „Wortgewaltig. Literatur. Musik. Meinungen“ wird ins Leben gerufen. Sie erinnert jährlich im März und April an den talentierten Künstler Schubart und sein vielfältiges aufklärerisches Werk.

1956

Hugo Theurer
Dr. Eduard Thorn

1960

Paul Wanner
Ernst Häußinger
Bernhard Hildebrand

1964

Heinz Rainer Reinhardt
Konrad Winkler
Wilhelm Koch
Dr. Kurt Hermann Seidel

1968

Prof. Dr. Michael Mann
Hartmann Ulmschneider

1972

Dr. Peter Lahnstein
Josef W. Janker

1974

Peter Härtling
Dr. Ernst R. Hauschka
Rolf Hellmut Foerster

1976

Dr. Dieter Narr
Margarete Hannsmann

1978

Dr. Richard Schmid
Horst Brandstätter
Georg Holzwarth

1980

Dr. Reinhard Siegert
Werner Dürrson
Roland Lang

1982

Prof. Dr. Otto Borst
Dr. Hartmut Müller
Dr. Peter Spranger

1984

Prof. Dr. Gerhard Storz
Walter Dürr
Dieter Wieland

1986

Dr. Kurt Honolka
Hartmut Geerken

1989

Eveline Hasler
Dieter Schlesak
Dr. Jürgen Walter

1991

Prof. Dr. Hermann Glaser
Karlheinz Bauer
Helmut Pfisterer

1993

Thomas Rosenlöcher
Henrike Leonhardt
Prof. Dr. Axel Kuhn

1995

Ralph Giordano
Prof. Dr. Hermann Baumhauer

1997

Alice Schwarzer

1999

Gabriele Goettle
Hellmut G. Haasis

2001

Robert Gernhardt
Dr. Hartmut Schick

2003

Uwe Timm

2005

Henryk M. Boder

2007

Friedrich Christian Delius

2009

Peter Schneider

2011

Hans Christoph Buch
Förderpreis: Timo Brunke
Sonderpreis: Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken

2013

Jenny Erpenbeck
Förderpreis: Patricia Görg

2015

Katja Petrowskaja
Förderpreisträgerin: Karen Köhler



Stadt Aalen
Amt für Kultur und Tourismus
Uta Singer M.A.
Marktplatz 30
73430 Aalen
Telefon 07361 52-1112

www.aalen.de